

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I. Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 47

São Paulo, 10. Mai 1913

IX. Jahrg.

Die Botschaft des Bundespräsidenten.

Unter verhältnismäßig geringer Teilnahme der Kongreßmitglieder und unter ganz offener Gleichgültigkeit der Bevölkerung erfolgte am 3. Mai die Eröffnung der ordentlichen Tagung des Kongresses und die Verlesung der Jahresbotschaft des Bundespräsidenten.

Bezüglich der auswärtigen Beziehungen beginnt die Botschaft mit der üblichen Phrase, daß die Freundschaft mit allen Nationen unverändert fortbestanden hat. Die bekannte Versöhnungsaktion, zu der die Herren Campos Salles und Julio Roca bemüht wurden, wird in der Botschaft so vorsichtig und kurz berührt, daß man nicht den Eindruck gewinnt, als ob der Minister des Aeußern von dem Resultat sonderlich erbaut sei. Die Reise des Herrn Lauro Müller wird in folgender Weise motiviert: „Der amerikanische Botschafter (in einem offiziellen Dokument nimmt sich diese Bezeichnung des Botschafters der Vereinigten Staaten als „embaixador americano“ höchst-eigenartig aus und die Kommissionen für auswärtige Angelegenheiten sollten in Senat und Kammer recht energisch dagegen protestieren) gab in einer Note vom 21. Januar unserem Auswärtigen Amte zu bedeuten, wie vorteilhaft für die Bestärkung der traditionellen Freundschaft zwischen Brasilien und den Vereinigten Staaten die Anknüpfung von persönlichen Beziehungen zwischen den Staatsmännern beider Länder sei. Er hob die wohlthätigen Folgen des Besuchs hervor, den uns der damalige Staatssekretär Elihu Root anlässlich der dritten panamerikanischen Konferenz machte. Der Botschafter teilte mit, daß er von seiner Regierung Instruktionen empfangen habe, des Inhalts, daß der Minister des Aeußern, falls die brasilianische Regierung es für zweckmäßig halte, ihm mit der Erwidderung jenes Besuches zu beauftragen, sehr herzlich und gern als Gast der amerikanischen Nation (nação americana) empfangen werde. Diese Nation werde sich bemühen, ihm Gelegenheit zu geben, das Land so eingehend kennen zu lernen, als die Dauer des Besuches erlaube. Da Herr Taft am 4. März die Regierung dem erwählten Präsidenten Herrn Wilson zu übergeben hatte, so fügte die Note hinzu, daß zwar die Regierung, von der die Einladung ausging, nicht mehr Gelegenheit haben werde, den Minister zu empfangen, daß aber die Regierung des Präsidenten Wilson den Besuch beson-

ders gern in den Monaten März und April sehen werde, weil er damit den Wunsch der brasilianischen Regierung ausdrücken würde, die neue Regierung gleich nach ihrem Amtsantritt zu begrüßen und persönliche Beziehungen mit ihr anzuknüpfen. Am 18. April teilte der Botschafter dem Minister des Aeußern mit, daß die Regierung des Präsidenten Wilson dieselben herzlichen Erwägungen über den Besuch in den Vereinigten Staaten angestellt habe wie die vorhergehende Regierung. Dieser ehrenvollen Einladung entsprechend, beschloß die brasilianische Regierung, Herr Lauro Müller solle in seiner amtlichen Eigenschaft als Minister des Aeußern die große amerikanische Nation (nação americana) in Erwidderung des Besuches des Herrn Elihu Root im Jahre 1906 besuchen.“

Warum die Reise nicht, der Einladung entsprechend, im März und April erledigt wurde, warum sie auch bis heute noch nicht angetreten ist, darüber schweigt die Botschaft. Und doch wäre es interessant gewesen, gerade hierüber etwas zu erfahren. So müssen wir uns mit der offiziellen Feststellung begnügen, daß wir anderen keine Amerikaner sind, sondern daß auf diese Bezeichnung nur die Yankees Anspruch haben. Die werden gern davon Kenntnis nehmen, sind sie doch seit langem bestrebt, ins Hirn ihrer Mitmenschen das Bewußtsein zu lämmern, daß Yankee und Amerikaner, daß Vereinigte Staaten von Amerika und Amerika identische Begriffe sind, von wegen Monroedoktrin, Imperialismus und ähnlichen Dingen. Deshalb haben sie ja auch aus dem amtlichen Namen ihres Landes den Norden herausgestrichen und aus den „Vereinigten Staaten von Nordamerika“ die „Vereinigten Staaten von Amerika“ gemacht. Diese Namensänderung bedeutet ein Programm, aber ein solches, das der Präsident und die Kanzlei einer südamerikanischen Republik nicht so bedingungslos anerkennen sollten, wie es in unserer Botschaft durch die Weglassung der Bezeichnung „Vereinigte Staaten“ geschieht. Unsere Politiker glauben Brasilien doch sonst immer zur Hegemonie in Südamerika berufen, weil wir den größten Landkomplex besitzen, und ergehen sich in schönen Redensarten über die identische Rolle, die den Vereinigten Staaten auf dem nördlichen und Brasilien auf dem südlichen Kontinent der Neuen Welt beschieden sei.

Der Bericht über die auswärtigen Angelegenheiten ist diesmal viel länger geraten als während der Amtszeit des Barons von Rio Branco. Aber gehaltvoller

ist er darum nicht geworden, denn die Länge wird mit Hilfe einer endlosen Aufzählung von Verträgen erreicht. Das, was man gern erfahren möchte, z. B. ob unser Verhältnis zu Argentinien sich tatsächlich gebessert hat, welche Absichten die Regierung mit der Aufhebung der Zollvergünstigung für die nordamerikanische Einfuhr verfolgt, wie es mit der Vorbereitung von Handelsverträgen steht: alles dies erfährt man nicht. Als der Bundespräsident dem Kongreß seine letzte Jahresbotschaft übersandte, war Herr Lauro Müller erst kurze Zeit im Amte. Man durfte also damals an den Bericht über die Auswärtigen Angelegenheiten keine besonderen Anforderungen stellen. Diesmal müssen wir uns enttäuscht fühlen, und nur die Interesslosigkeit der Volksvertreter verhindert, daß im Kongreß weitere Aufklärungen gefordert werden. Das Auswärtige Amt einer Republik sollte weniger zugknöpft sein, aber die zünftige Geheimniskrämerei steckt an; und da das präsidentielle Regime dem Kongreß die Einwirkung auf die auswärtigen Angelegenheiten nicht unerheblich erschwert, so darf man es eben wagen!

Aus dem auf die Justiz und die inneren Angelegenheiten bezüglichen Abschnitt ist eigentlich nur hervorzuheben, daß Herr Rivadavia Correa seinem Dekret über die Unterrichts-anarchie ein hohes Lob singt. Das Dekret hat es freilich nötig, daß wenigstens sein Urheber es preist! Sonst fiel uns in diesem Teil der Botschaft noch die Feststellung auf, daß die Polizeibrigade trotz ihrer Vermehrung und trotz den Solderhöhungen weniger kostete als früher. 1910 erforderte sie 10.020:215\$, 1911 nach Durchführung der Neuorganisation 8.857:010\$750, 1912 (in welchem Jahre die Solderhöhungen bereits in Kraft traten) 8.934:278\$900, im laufenden Jahre 8.915:326\$415, und im Etat für 1914 sind 8.900:606\$ vorgesehn. Diese Zahlen sprechen sehr zugunsten des Kommandanten der Polizeitruppe, des Obersten Ignacio Pessoa, der nicht nur zu beweisen scheint, daß er ein tüchtiger Offizier ist, der die Disziplin in der Truppe bereits auf eine beachtenswerte Höhe gebracht hat, sondern der sich auch als sorgsamer Verwalter zu bewähren scheint.

Im Bericht über das Heer wird anerkannt, daß die Reform von 1908 bislang noch keine sonderlichen Erfolge gezeitigt hat und daß die Armee noch weit davon entfernt ist, das Volk in Waffen zu sein. Der Effektivbestand der Truppen ist viel zu gering und die Ausbildung leidet darunter. Solange nicht höhere Effektivbestände bewilligt werden, kann weder an die Aufstellung verschiedener im Gesetz vorgesehener Neformationen noch an die Durchführung des Auslösungsgesetzes gedacht werden. Man darf angesichts dieser Feststellung einwerfen, warum denn die Regierung des Urhebers des Gesetzes von 1908 bislang die Vermehrung der Effektivbestände nicht gefordert hat. Die Parlamentsmehrheit hätte gewiß nicht gezögert, die Forderung zu bewilligen. So sind nicht einmal Garnisonen für die neuen Befestigungen vorhanden, die im Bau begriffen sind oder noch gebaut werden sollen. Ebenso fehlt es an Offizieren für die Festungsartillerie, mit der diese Festungen und Strandbatterien bestückt werden. Die Botschaft macht also darauf aufmerksam, daß die Artillerieoffiziere vermehrt werden müssen.

Bezüglich der Marine teilt die Botschaft mit, daß noch in diesem Jahre mit der Kiellegung der fehlenden Torpedojäger begonnen werden soll. Dagegen wünscht der Bundespräsident den projektierten dritten Aufklärungskreuzer durch drei Unterseeboote ersetzt zu sehen, und zwar von größerem Typ als die bereits im Bau befindlichen. Die Marineverwaltung war nach dem Bericht nicht nur darauf bedacht, die neuen Schiffe in Stand zu halten, son-

dern auch die älteren wieder dienstfähig zu machen. In wenigen Tagen soll dieses Ziel völlig erreicht sein. Hoffentlich ist diese Behauptung des Bundespräsidenten nicht unbegründet optimistisch, wie es nach den Erfahrungen mit dem Dreadnought „Minas Geraes“, auf dem Herr Lauro Müller seine Nordamerikareise machen soll, fast scheinen könnte. Dann aber sei es dringend notwendig, außerhalb der Bai von Rio einen großen Kriegshafen anzulegen. Jedes Zögern in dieser Beziehung könne unheilvolle Folgen haben.

Auf die Berichte der Ministerien der Finanzen, des Verkehrs und der Landwirtschaft können wir hier nicht eingehen, da sie eine ausführlichere Würdigung in ihren einzelnen Teilen erfordern. Hier sei nur hervorgehoben, daß verschiedene Ressorts über Ersparnisse oder über Herabminderung des üblichen Defizits zu berichten haben. Das ist gewiß ein erfreuliches Moment in dieser Ziet der Finanzwirren, in der Pessimisten sogar von bevorstehendem Staatsbankrott reden.

Wochenschau.

Deutschland.

— Nicht weit von Darmstadt sind die deutschen Militärfieger Mibach und Brunn aus großer Höhe abgestürzt. Sie waren beide sofort tot.

— Der Kriegsminister erklärte im Reichstag (der Reichstag hat aber doch die Pfingstferien?!), daß die Kavallerie unbedingt vermehrt werden müsse, da die Aeroplane die Reiterei nicht ersetzen können.

— Aus Hamburg wird der Untergang des schwedischen Schiffes „Flora“ gemeldet. Vier Mann sollen dabei ihren Tod gefunden haben.

— In Hannover, bei dem Dorfe Hoerer, wütet ein furchtbarer Waldbrand. Große Strecken sind schon zerstört worden.

— In Leipzig wurde in Anwesenheit des sächsischen Königs und der Minister die Ausstellung für Architektur eröffnet. Dieselbe ist sehr gut beschickt.

— Kaiser Wilhelm ist am Sonnabend nach Wiesbaden abgereist.

— Die Wahnsinnigen beginnen den Fürsten gefährlich zu werden. Als am Sonntag den 4. der Großherzog von Baden in Mannheim zum Pferderennen fuhr, stürzte plötzlich ein Unbekannter auf den Wagen und versuchte den Fürsten mit einem Rasiermesser zu verletzen. Dem Großherzog gelang es, den Attentäter am Arme festzuhalten und so den Hieb abzuwehren. Der Mann wurde festgenommen. Allem Scheine nach handelt es sich um einen Geistesgestörten.

— Die Identität des Attentäters, der den Großherzog von Baden angriff, ist noch nicht festgestellt worden. Die Annahme, daß es sich hier um einen Geisteskranken handeln müsse, hat sich im vollen Umfang bestätigt. Das Attentat wurde in der Nähe der Station ausgeführt. Der Großherzog kam in seinem Wagen herangefahren, um sich nach dem Rennplatz zu begeben. Der Wagen fuhr sehr langsam und so konnte der Attentäter auf den Wagentritt springen. Er zog ein kleines Messer, der Großherzog kam ihm aber zuvor, und faßte ihn am Handgelenk. Ohne große Mühe hielt Großherzog Friedrich II. den Mann solange fest, bis sein Adjutant und einige Polizisten heransprangen. Das Volk versuchte, den Attentäter zu lynchen, der Polizei gelang es aber, ihn in Sicherheit zu bringen, während der Großherzog die Fahrt nach dem Rennplatz fortsetzte. Auf der Polizei verheimlichte der Attentäter seinen Namen, sagte

aber, daß er ein Tapezierergeselle sei. Er machte nicht nur den Eindruck eines Blöden, sondern auch eines Betrunkenern. In Hamburg lief das neue Panzerschiff „Gros-Kurfürst“ vom Stapel. Die Nachricht von der Niederlage der Krupp-Panzer in Afrika besah die deutsche Kolonialpolitik in Afrika. Bei Helgoland geschah ein schweres Unglück. Man versuchte ein aufgelaufenes Schiff wieder flott zu machen, als sieben Arbeiter in die See fielen und ertranken.

— Vereinigte Staaten. Aus Hampton, Süd-Karolina, wird ein Verbrechen gemeldet, das jedenfalls den Eingewurzelt-Rassenhaß wieder von neuem aufweicht. Ein Neger wurde gerade dabei überrascht, als er eine weiße Frau vergewaltigen wollte. Er wurde darauf verfolgt, und floh in einen Wald. Die Polizei setzte ihm aber nach und betrat ebenfalls den Wald. Dort wurde der Kommissar von dem Neger erschossen, zwei Agenten tödlich und andere schwer verwundet. Dem Neger gelang es daraufhin zu entkommen. Zu seiner Verfolgung ist jetzt eine große Polizeimacht und eine Anzahl Polizeihunde aufgeboden worden.

— In New York hielt der bekannte Milliardär Carnegie einen Vortrag über die japanische Gefahr. Am Schlusse seiner Rede forderte er diejenigen, die vor Japan Angst haben, auf, von ihren Sitzen aufzustehen, und die ganze Versammlung stellte sich sofort auf die Füße.

Von den Balkanländern.

Endlich etwas neues. König Nikita hat seine Truppen aus Skutari zurückgezogen und diese Festung unter die Protektion der Großmächte gestellt. Nach einer langen Beratung hat der König von Montenegro an den Präsidenten der Botschafterkonferenz in London, den englischen Minister des Aeußern, Sir Eduard Grey, folgendes Telegramm geschickt: „Meine Regierung hat in ihrer Note vom 30. April die Gründe ihrer Haltung inbetreff Skutari dargelegt. Diese Haltung wurde im Einklang mit den Grundprinzipien der Gerechtigkeit eingenommen. Ich bestätige von neuem mit meinem Volke, daß unser Recht durch die Geschichte und den Sieg geheiligt ist. Meine Würde und die Würde meines Volkes gestatten es nicht, daß ich mich der Intimation einzelner Mächte unterwerfe. Deshalb lege ich das Schicksal in die Hände der Großmächte.“ Dieses Telegramm hat die augenblickliche Spannung sofort beseitigt, die Sache ist damit aber noch lange nicht zu Ende, denn die Großmächte, die jetzt über Skutari zu bestimmen haben, sind untereinander nicht einig. Die Dreiverband-Mächte sind der Ansicht, daß Montenegro territoriale Kompensationen zu erhalten habe, während Oesterreich-Ungarn wieder die Ansicht vertritt, daß dieses nicht notwendig sei. Und da taucht auch gleich wieder eine andere Frage auf. Albanien befindet sich in der Gewalt Essad-Paschas und Djavid-beys. Die Serben, die verschiedene Punkte besetzt hatten, haben diese geräumt und die Türken sind wieder die Herren des Landes. Wie steht es nun mit der Unabhängigkeit Albaniens? Diese Frage ist nicht so ohne weiteres zu beantworten. Die Emanzipation des Landes war das ausschließliche Werk der Balkanverbündeten, und da die Großmächte nun den Beschluß faßten, daß Albanien den Albanern und nicht den Serben und Montenegroern gehören müsse, so haben diese das

Land geräumt und mit der Unabhängigkeit ist es auf Essad-Pascha, den eigenmächtigen König von Albanien, türkischer General und nunmehr türkischer Befehlshaber der Hohen Pforte, übertragen. Also ist Albanien doch wieder eine türkische Provinz, und wenn die Großmächte die Unabhängigkeit zur Sache machen wollen, dann müssen sie jetzt selbst das verrichten, was die Balkanvölker schon vor Jahrhunderten hatten: sie müssen das Land den Türken wegnehmen. Auf dem Friedenssaal hat man sich mit Tolgramm Nikitas den denkbar besten Eindruck gemacht, denn es hat die augenblickliche Gefahr der österreichischen Intervention beseitigt, die Politiker denken aber anders. Nikita ist ein alter schlauer Fuchs und er hat den Rückzug nicht ohne Berechnung angetreten. Er hat noch was vor und Oesterreich kann noch lange nicht sagen, daß es alles erreicht habe, was es erreichen wollte. In der Türkei wird von den Soldaten des internationalen Geheimeschwaders, das vor Antivari Kreuz besetzt werden sollte, diese Gruppen werden solange in der Stadt bleiben, bis die Angelegenheit definitiv geregelt ist, aber dieses geschieht, wird noch viel Wasser ins Meer laufen, und wer weiß, was aus dem Südbalkan in der Flanke des Süventums noch wird.

Notizen.

São Paulo. Nützliche Konferenz. Die brasilianische Liga zur Bekämpfung der Tuberkulose wird hier in São Paulo eine Reihe von Vorträgen über diese schreckliche Krankheit und die Mittel zu ihrer Bekämpfung veranstalten. — Würden die Herren vielleicht auch nicht so freundlich sein, dem Herrn Perfekten ein Privatissimum über die Gefährlichkeit der Staubplage zu halten, die bekämpflich der größte Förderer der Tuberkulose ist.

Bibliotheken im Staate São Paulo. Nach einer jüngst veröffentlichten Statistik gab es im Dezember 1911 im Staate 62 Bibliotheken. 22 waren in der Staatshauptstadt, 7 in Santos, 4 in Campinas und 29 in den verschiedenen anderen Ortschaften. Nur 44 Bibliotheken schickten ein genaues Verzeichnis ein und daraus ersah man, daß sie zusammen 75 789 Werke mit 131 090 Bänden besaßen. Davon waren der Sprache nach 38 932 portugiesisch, 16 526 französisch, 3 095 italienisch, 2 122 englisch, 2 092 lateinisch, 1 957 deutsch, 1 016 spanisch und 9 238 in verschiedenen anderen Sprachen. Die Zahl der deutschen Bücher ist auffällig gering und das kann zu der Annahme verleiten, daß die deutsche Wissenschaft und Literatur hier wenig gewürdigt werden. Das ist aber nicht der Fall. Man liest hier deutsche Werke in französischen Uebersetzungen und diese Werke werden natürlich in der französischen Rubrik geführt. Und das ist nicht nur mit den deutschen Werken der Fall. Auch die großen Skandinavier sind in französischen Uebersetzungen vorhanden und ihre Werke werden unter den französischen Büchern gezählt. Ebenso ergoht es ihren durch große Entdeckungen berühmt gewordenen Landsleuten, auch die skandinavischen Erzähler und Sozialisten vermehren die Zahl der französischen Werke. Wie in den Bibliotheken so werden auch in den Buchhandlungen Uebersetzungen unter der Marke französisch geführt. Der Verfasser dieses wurde von kurzem in einer hiesigen Buchhandlung darauf aufmerksam gemacht, daß das Regal, vor dem er stand, nur französische Werke enthalte, und doch hätten nationale-konominische Werke von Gustav Schmoller ein ganzes Brett aus rechts

Bände waren von Liszt, Herbert Spencer war fast vollständig vertreten und sogar Enrico Ferri hatte sich in das Regal verirrt. — Wenn man alle Uebersetzungen den Franzosen zuschreibt, dann ist es ihnen nicht schwer, die größte Zahl von Werken zu stellen.

Der Kaffee ist in den letzten Tagen plötzlich um 200 Reis gefallen. Dieses soll auf die politische Lage in Europa zurückzuführen sein, die den ganzen Weltmarkt ungünstig beeinflusst. Aus dieser Einwirkung auf den Markt kann man am besten ersehen, wie gefährlich das Spiel mit dem kleinen Montenegro ist.

Vieh Ausstellung. Am Sonnabend wurde, wie vorher angekündigt, auf der zootechnischen Station „Dr. Carlos Botelho“ die Viehausstellung offiziell eröffnet. Die Eröffnung geschah in Anwesenheit des Vertreters des Herrn Staatspräsidenten und der Herren Staatssekretäre. Auch der Landwirtschaftsminister hatte sich vertreten lassen. Die Ausstellung, auf die wir noch ausführlich zurückkommen werden, ist sehr gut besetzt.

Fleischproduktion. In Montevideo hat sich unter dem Namen Rio Branco eine Aktiengesellschaft gebildet zu dem Zweck, im Staate Matto Grosso im größten Maßstabe die Pastoral-Industrie zu betreiben. Die Gesellschaft hat die am Rio Paraguay gelegene Fazenda des Coronel Malheiros käuflich erworben. Diese Fazenda umfaßt 500.000 Hektar Land, auf dem ca. 40.000 Rinder und Pferde weiden. In dem Kauf ist auch eine neue Dörrfleischfabrik und eine neue Schneidemühle einbegriffen. Das Kapital der Gesellschaft, das 300.000 Pfund Sterling beträgt, ist zum größten Teil von uruguayischen und riograndenser Estancieros gezeichnet worden. Die Schlachtsaison wird auf der Fazenda schon in diesem Monat beginnen.

Bananenpapier. Es ist bekannt, daß die Papierindustrie seit langem mit Versuchen beschäftigt ist, das Holzpapier durch Faserpapier zu ersetzen, da die Nachfrage durch Holzpapier nicht mehr zu billigen Preisen gedeckt werden kann, seit die scheinbar endlosen Wälder der Vereinigten Staaten, Kanadas usw. sich als recht endlich erwiesen haben. Die Papierpreise sind infolgedessen in der letzten Zeit enorm in die Höhe gegangen und sind noch stetig im Steigen begriffen. Unter den Faserpflanzen, die geeignet sind, in der Papierfabrikation die Stelle der Bäume einzunehmen, befindet sich auch die Banane. Das ist für uns von besonderem Interesse. Brasilien besitzt zwar eine ganze Menge von Pflanzen, die der Papierindustrie dienen können. Aber die Banane hat vor ihnen allen, oder doch fast allen, den Vorzug, daß sie reichlicher produziert. Ihre Zellulose ist überaus zart und von tadelloser Weiße. Nach einer Berechnung von Schubert liefert die Tanne bei sechzigjährigem Umtrieb pro Hektar jährlich $1\frac{1}{4}$ Tonnen Material. Die Banane dagegen liefert alle 10 Monate mindestens 5 Tonnen eines Materials, das ungleich leichter zu verarbeiten und dennoch mindestens ebensogut ist. Da die Banane bekanntlich geringe Anforderungen an Pflege usw. stellt, so wäre zu erwarten, daß ihr Anbau zum Zwecke der Papierfabrikation schnell großen Umfang annehmen würde, wenn erst Fabriken bei uns entstanden, die sich mit ihrer Verarbeitung beschäftigen.

Vom Schwurgericht. Am Dienstag hat sich unsere Jury wieder einmal in ihrer wahren Größe gezeigt. Auf der Anklagebank saß ein gewisser Salvador Telesano, der ein minderjähriges Mädchen verführt haben sollte. Die Anklage und die Verteidigung war, wie es bei solchen kleinen Sachen ja üblich ist, mit den Reden schnell fertig und die

Geschworenen zogen sich zurück, um das Urteil über schuldig oder nichtschuldig zu fällen. Nach einer Weile kamen sie wieder in den Sitzungssaal zurück und einer von ihnen erklärte, daß er das Protokoll des Urteils nicht unterschreiben könne. Bei der Vorabstimmung habe es sich herausgestellt, daß der Angeklagte sieben Stimmen gegen sich habe; bei der Beantwortung der einzelnen Fragen habe aber ein Geschworener gesagt, daß er bei der ersten Abstimmung sich geirrt habe, denn er wolle den Angeklagten nicht verurteilen, sondern freisprechen. Wegen dieses Durcheinanders könne er, der Sprechende, das Protokoll nicht mehr unterzeichnen. Nach dem einen sprachen auch noch andere Geschworene und schließlich schickte der vorsitzende Richter sie alle in den Beratungssaal zurück. Sie sollten die Fragen beantworten und das Protokoll unterzeichnen. Solange das nicht geschehen sei, könne er sie nicht entlassen. Das geschah denn auch und der Angeklagte wurde mit sechs Stimmen freigesprochen. — Hier handelte es sich, wie gesagt, um einen kleinen Prozeß und der Irrtum konnte kein allzu großes Unheil anrichten. Was aber einmal möglich ist, das kann auch ein anderes Mal passieren und so kann ein Unschuldiger zu vielen Jahren Zellenhaft verurteilt werden oder ein Mörder kann aus Irrtum freigesprochen werden. Wir erinnern uns daran, daß in einem der größten Prozesse der letzten Jahre die Frage, ob der Angeklagte seine Tat mit Ueberlegung begangen habe, von sieben Stimmen bejaht wurde; die Frage der Verteidigung, ob der Angeklagte im Augenblicke der Tat sinnesverwirrt gewesen sei, erhielt aber acht oder gar neun bejahende Antworten, so daß mehrere Geschworene die einander direkt entgegengesetzten Fragen zu gleicher Zeit bejaht hatten. Sie nahmen an, daß der Angeklagte mit Ueberlegung handelte und doch sinnesverwirrt war. Das verwickelte Urteil wurde damals von dem Justiztribunal annulliert. — Wie sind aber solche Urteile möglich? Jedenfalls nur dadurch, daß unter den Geschworenen sich Leute befinden, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, die die Fragen, welche ihnen vom Richter und von der Verteidigung gestellt werden, nicht verstehen und sie auf gut Glück beantworten. Das sollte aber ein Grund sein, die Geschworenen strenger zu sichten und nur solche Leute auf die Listen zu setzen, von welchen man erwarten darf, daß sie soviel von einem Prozeß verstehen, wie zur richtigen Beantwortung der Fragen notwendig ist.

Die Weberei São Luis in Itú wurde im Jahre 1869 gegründet und gehört somit zu den ältesten Textilfabriken des Staates São Paulo. Ihr Kapital beträgt gegenwärtig 200 Contos. Der Antrieb erfolgt durch elektrische Kraft, die ja in Itú dank dem mächtigen Wasserfalle das billigste Betriebsmittel ist. Mit 80 Webstühlen werden monatlich im Durchschnitt 50.000 Meter Baumwollgewebe verschiedener Art hergestellt. Die Fabrik beschäftigt 130 Arbeiter.

Schwerer Unglücksfall. Am Montag morgen, kurz vor neun Uhr, war der Konferent der Nordstation, Ayres da Silva, auf einem manövrierenden Lastzuge beschäftigt. Er mußte von einem Wagen zum anderen springen und er tat das so unglücklich, daß er mit dem Kopf gegen eine eiserne Stange stieß. Von dem Stoß betäubt, verlor er den Halt und fiel zwischen zwei Waggonen auf die Schienen, so daß 32 Räder über ihn hinweggingen. Sein Körper wurde furchtbar zugerichtet. Der Verunglückte war 35 Jahre alt und verheiratet.

Ein Schwindler. Der Polizei ist zur Kenntnis gebracht worden, daß ein junger Herr, Sohn einer angesehenen Familie im Norden des Staates,

gegen eine hiesige Bank einen Scheck von . . . 18:000\$000 gezogen hat, obwohl er bei dem Kreditinstitut kein Depot besitzt. Die Untersuchung gegen den Schwindler wird geheim geführt. Gegen die diskrete Behandlung des Falles wäre nichts einzuwenden, denn die Schuld des Betreffenden ist ja noch nicht nachgewiesen und es ist begreiflich, daß man seinen Namen verheimlicht; aber diese Einsicht sollte man auch andren Leuten gegenüber beobachten, die nicht Söhne angesehener Familien sind. Fällt auf ein Dienstmädchen der Verdacht, daß sie silberne Löffel gestohlen habe, und sie wird bei der Polizei angezeigt, dann wird die Untersuchung nicht geheim geführt, sondern die Chronik meldet kurz und bündig, gegen die N. N. wurde eine Untersuchung eingeleitet, weil auf sie der Verdacht fällt etc. Hier handelt es sich um den Ruf eines Menschen, und dieser sollte nicht nur bei den Söhnen angesehener Familien geschont werden, sondern auch dann, wenn der Beschuldigte ein Negerjunge oder eine arme Neapolitanerin ist.

Von einem bezeichnenden Fall berichtet ein großes flumineser Tageblatt. In einem Straßenbahnwagen saß der gefürchtete Unruhestifter „Moleque Januario“ (wie der Mensch eigentlich heißt, weiß niemand, aber unter dem Spitznamen ist er in der ganzen Bundeshauptstadt als Rowdie bekannt). Dieses Individuum recht niedriger Kategorie fühlte sich durch eine alte Dame belästigt, die in derselben Bank saß und früher den Wagen verlassen mußte als er. Moleque Januario fühlte sich von der Frau so beleidigt, daß er sie schlug. Das war den Mitfahrern nun doch zu toll. Sie faßten den Mann am Wickel und übergaben ihn einem Polizisten, der ihn nach dem Posten brachte. Mehrere Passagiere des Straßenbahnwagens gingen mit, um gegen den Rohling auszusagen; wie erstaunt waren sie aber, als Moleque Januario das Patent eines Hauptmanns der Nationalgarde aus seiner Tasche zog und es dem Kommissar vorlegte. Darauf mußte der Mann natürlich entlassen werden, denn ein Offizier kann nur von einem Kameraden höherer Charge verhaftet werden. Wie kommt aber ein stadtbekannter Capanga zum Hauptmannspatent? Das ist eine Frage, auf die es keine Antwort gäbe, wenn man nicht wüßte, daß die Patente von Politikern verschafft werden können: da diese Herrschaften manchmal der Dienste eines Moleque Januario bedürfen, so kann man sich nicht mehr darüber wundern, daß ein solcher Mensch ein Offizierspatent in der Tasche hat.

Streik. Die Arbeiter der Textilfabrik in Belensinho, Rua da Intendencia, haben sich in den Ausstand erklärt. Sie verlangen Lohnerhöhung um 10 Prozent und an Stelle der bisherigen Frühstückspause von einer halben, eine solche von einer ganzen Stunde. Die Eigentümer der Fabrik haben dieses Verlangen für absurd erklärt und die Arbeiter sind nicht zur Arbeit erschienen. Die Fabrikanten glauben, in vier oder fünf spanischen Arbeitern die Urheber des Streikes entdeckt zu haben und diese sind deshalb der Polizei angezeigt worden. Diese Handlung läßt darauf schließen, daß die Fabrikanten die Agitation für einen Streik für ein Vergehen halten, was sie aber nur in dem Falle ist, wenn jemand sie berufsmäßig betreibt. Die Arbeiter können einander den Streik empfehlen als ein Mittel, das gemeinschaftliche Los zu verbessern, wie es den Fabrikanten ja auch wieder freisteht, bei ihren Kollegen für Verbesserung ihrer Verhältnisse zu wirken. Es herrscht hier leider noch die ganz verkehrte Ansicht, daß man die Streiks durch das Verbot aller und jeder Agitation unmöglich machen müsse. Das ist aber ein Ding der Unmöglichkeit und selbstredend auch ungesetzlich. Der Aufrei-

zungs-Paragraph ist auf den Fall, daß einige Arbeiter für sich und ihre Kollegen agitieren, nicht anwendbar.

Postalisches. Vom 1. Mai ab werden die Postsäcke, die von São Paulo, Rio, Curityba und Florianopolis nach der Serra-Region gehen, mit der São Paulo-Rio Grande-Bahn expediert. Auf diese Weise bekommt das riograndenser Hochland die Rio-Post schon in drei Tagen. Bisher dauerte es gewöhnlich zehn bis fünfzehn Tage, bis die Korrespondenz von Rio das Hochland erreichte. — Von den cathari-nenser Städten geht die Korrespondenz mit der Bahn São Francisco-Tres Barras.

Der Postskandal in Santos hat Dinge zu Tage gefördert, die wirklich schon zu den Schönheiten gehören. Die Untersuchungskommission hat festgestellt, daß das Motorboot, von dem schon öfters in der lokalen Presse die Rede war, tatsächlich für 11:000\$000 von der Post gekauft worden ist, obwohl dasselbe vorher für 3:000\$000 öffentlich aus-geboten war und doch keinen Käufer fand, weil es nicht einmal diese Summe wert ist. Ebenso scheint es nachgewiesen zu sein, daß der Verkäufer des Bootes nicht mehr als 3:000\$000 erhielt, aber über 11:000\$000 Quittung ausstellte, sodaß die an dem Geschäft beteiligten Beamten unter sich 8:000\$000 teilen konnten. Ferner wurde der Kommission gesagt, daß auf das Ausschreiben der Postagentur betreffend die Anschaffung eines Motorbootes für den Postdienst von einer ausländischen Firma ein neues, großes Boot für 7:500\$000 angeboten wurde, ein viel besseres Fahrzeug als das für 11:000\$000 angeschaffte, das nichts anderes als altes Eisen ist. Ferner wurde der Kommission zur Kenntnis gebracht, daß die Postagentur einige Körbe voll Korrespondenz (jedenfalls Zeitungen) an einen Fleischhauer verkauft hat. Auch hat dieselbe Agentur den Versuch gemacht, den großen eisernen Kassenschrank den sie soeben aus einer portoalegrenser Fabrik bezogen, zu verkaufen. Der Schrank sei nur deshalb noch nicht verschwunden, weil die Agentur mit dem Verkäufer sich nicht habe einigen können. — Nach allen diesen Eröffnungen ist es in Santos sehr auffallend, daß der Kriminalrichter gerade jetzt den Postbeamten, der den Skandal in einer Zeitung aufdeckte, wegen Beleidigung des Hauptschuldigen verurteilt hat. Um noch auf freien Fuß zu verbleiben, mußte der Beamte, der bei der administrativen Untersuchung als Hauptzeuge auftritt, 800\$000 als Kautions hinterlegen und diese Summe wurde ihm von einigen Freunden sofort zur Verfügung gestellt. Einige Advokaten boten ihm außerdem noch unentgeltlich ihre Dienste an, sodaß der Mann den Prozeß weiter führen kann. — Trotz der Feststellung der Untersuchungskommission bleiben der Postagent und seine Freunde bei der billigen Behauptung, daß es sich hier um eine „gemeine und niedrige Intrige“ handle. Die Anklagen sind nicht zu widerlegen, aber die Angeklagten gebärden sich nach wie vor als Ehrenmänner und zeigen sich sehr entrüstet, daß man ihnen nicht mehr recht glauben will. — Das Publikum stent auf Seiten des Beamten, der aus der Schule plauderte und den Skandal an die Öffentlichkeit brachte, aber es gibt doch noch einige Geister, von strengem Ehrbegriff, die der Ansicht sind, daß der Mann durch die Enthüllungen seine Beamtenpflicht verletzt habe. Demnach soll es in allen Fällen wohl heißen: Mund halten und mitessen. Dieses Prinzip ist wohl viel bequemer und vor allen Dingen viel einträglicher, aber wenn man es empfiehlt, dann sollte man die Ehre aus dem Spiel lassen, denn sie hat mit solchen Geschäftchen, bei dem die Nation bestohlen wird, nichts zu tun.

Paulo ankommen sollte, traf erst um fünf Uhr abends ein. Er war in Mendes um elf Uhr nachts mit einem Lastzug zusammengestoßen. Wer den Unfall verschuldete, lohnt sich nicht zu untersuchen, denn es handelt sich ja um die Zentralbahn und bei der ist man's gewöhnt, daß Entgleisungen und Zusammenstöße vorkommen.

Verschwundenes Schiff. Vor achtzig Tagen verließ das mit Kleeheu geladene argentinische Segelschiff „Edith Jones“ den Hafen von Madrin mit dem Kurs nach Santos und ist seitdem nicht mehr gesehen worden. Es bestehen keine Zweifel mehr, daß dieses Segelschiff an der Küste Uruguays oder Südbrasilien's gescheitert sein muß.

Eine sensationelle Nachricht bringt die in Santos erscheinende „Tribuna“ in den Kurs. Sie will erfahren haben, daß in den nächsten Tagen in der Staatsregierung eine große Aenderung eintreten werde. Die Staatssekretäre des Ackerbaues, der Finanzen und der Justiz würden von ihren Posten zurücktreten. Diese Personaländerung hänge mit der Aenderung des politischen Kurses zusammen, die nahe bevorstehe. Diese Nachricht, für die das genannte Blatt keine Quelle angibt, bedarf sehr der Bestätigung, wenn sie gar durch die Bekanntheit, daß die paulistaner Regierungspartei noch keinen Kandidaten habe, nicht schon dementiert erscheint.

Immer voran. Gleich nach der Eröffnung der hiesigen freien Universität wurde der Minister des Innern, Herr Dr. Rivadavia Correa, zum Ehrenmitglied dieses Instituts ernannt und mit ihm eine Anzahl anderer Herren. Jetzt ist man um einen Schritt weitergegangen und hat die Universität in Institut Rivadavia Correa umgetauft. Wäre es nicht besser gewesen, man hätte die Universität lieber „Institut des Ministers des Innern“ genannt? Dann hätte man den Namen der Universität für immer festgelegt; jetzt wird man ihn nach dem Regierungswechsel jedenfalls wieder ändern müssen.

Mordversuch. So häufig hier auch die Blutthaten sind, so selten sind hier die Raubmorde. Deshalb erregt jeder Raubmord oder der Versuch eines solchen immer die größte Sensation und wird ganz anders verurteilt, als eine Bluttat wegen verletzter Ehre. Die heutige Polizeichronik hat einen Raubmordversuch zu melden. Auf dem Alto do Pary wohnt der spanische Arbeiter José Romano mit seiner Frau und einem Mieter namens José Fernandes, spanischer Nationalität. Am Sonntag abend um etwa acht Uhr ging die Frau Romanos mit ihrem einzigen Söhnchen nach einer nahen Wirtschaft, um Wein zu holen. Romano selbst lag in Bette und war eingeschlafen. Nach dem Weggang der Frau nahm Fernandes, ein Mann von ca. 35 Jahren, einen Strick und versuchte seinen Miets Herrn zu erwürgen. Glücklicherweise kam die Frau schneller zurück, als man vermutet. Wäre sie nur wenige Minuten später gekommen, da hätte sie ihren Mann als Leiche vorgefunden. Sie schrie um Hilfe und diese erschien auch sofort, denn der nächste Nachbar, der Italiener Stephano Saviati, war zu Hause. Diesem und der Frau gelang es, Fernandes festzuhalten, bis die Polizei avisiert war. Der Verbrecher wurde nach dem Polizeiposten von São Caetano gebracht, wo man bei ihm die Summe von 2:053\$000 fand; über deren Herkunft er keine Auskunft zu geben wußte. Als Arbeiter konnte er die immerhin ansehnliche Summe nicht von seinen Ersparnissen zurücklegen und so ist anzunehmen, daß sie von einem Verbrechen her stammt. Bei der hiesigen Polizei scheint Fernandes, soweit bisher festgestellt werden konnte, nicht bekannt zu sein; aber es ist möglich, daß er in

Rio einer der Würgerbanden angehörte, welche in manchen Vorstadtbezirken ihr freches Wesen treiben. — Das Motiv des Ueberfalles auf Romano war, wie die Frau und auch die Polizei annimmt, der Raub.

Gefährlicher Irrtum. Die in der Rua Paulo Souza wohnhafte Spanierin Anna Garcia holte sich für irgendwelche Beschwerde von der Santa Casa ein Medikament, das nur für äußerliche Anwendung bestimmt ist. Da sie aber nicht lesen kann und jedenfalls der Ansicht ist, daß nur das helfen kann, was durch den Mund eingeht, so trank sie das Zeug und mußte sofort nach Hilfe schreien, denn die Arznei war scharf. Glücklicherweise erschien die Assistencia noch rechtzeitig, um sie außer Lebensgefahr zu setzen.

Ein Mörder verhaftet. Auf der Fazenda Santo Amaro im Munizip Amparo wurde ein gewisser Antonio Pinto verhaftet, der vor mehr als fünf Jahren in Campinas einen Mord begangen hat.

Auf der Sorocabana ereignete sich ein Eisenbahnunfall, der nur wie durch ein Wunder keine schrecklichen Folgen hatte. In der Nähe von Alambari sprang ein Personenwagen aus dem Geleise und wurde so etwa zweihundert Meter mitgeschleift. So passierte er die Brücke über den Rio Alambari. Wäre die Koppelung nicht stark gewesen, dann wäre der Wagen von der fünf Meter hohen Brücke herabgestürzt und von den Passagieren wäre wohl kein einziger gerettet worden. Der Unfall wird auf die schlechte Beschaffenheit des rollenden Materials zurückgeführt.

Tötlicher Unfall. Die Chronik hat einen tödlichen Unfall zu verzeichnen. Die Herren Salvador und Vicente Pugliese machten in Begleitung ihres Neffen, Salvador Pugliese Sobrinho, am Sonnabend abend eine Autopartie nach der Avenida Paulista. Nachdem sie die Villenstraße durchfahren, ließen sie den Chauffeur, Bernardino Queiroga, durch die Avenida Brigadeiro Luiz Antonio nach der Stadt zurückkehren. Gleich bei der Einfahrt in die genannte Straße brach die Bremse und das Automobil raste mit einer wahnsinnigen Geschwindigkeit die Anhöhe herab. Der kleine Salvador wurde ängstlich und begann zu schreien, der Chauffeur sollte halten, was dieser ohne Bremse nicht zu tun vermochte. Anstatt sich nun auf die Gewandtheit des Chauffeurs zu verlassen, sprang der junge Pugliese aus dem Vehikel und zwar so unglücklich, daß er auf der Stelle tot war. Einige hundert Schritte weiter brachte der Chauffeur, indem er das Auto gegen den Bürgersteig steuerte, den Wagen zum Stehen und weder ihm selbst noch den zwei Passagieren geschah etwas. Der Chauffeur hat also an dem Unfall keine Schuld und dem jungen Salvador wäre nicht das geringste geschehen, wenn er wie seine Onkel im Wagen geblieben wäre.

Kolonistenstreik. Es ist aufgefallen, daß anlässlich des Kolonistenstreikes im Munizip Ribeirão Preto die Intervention des „Patronato Agricola“ ausblieb. Wer auf der Bildfläche erschien, um den Streit zu schlichten, das waren der italienische Konsularagent und der Polizeidelegado von Ribeirão Preto, zwei Persönlichkeiten, die ruhig in der Reserve bleiben durften, bis sie gerufen würden, während das Patronat ungerufen sich der Sache annehmen mußte. Glücklicherweise haben sowohl der Konsularagent wie der Polizeidelegado mit vereinten Kräften dahin eingewirkt, den Streit so schnell als möglich beizulegen und sie haben auch insofern einen Erfolg zu verzeichnen, als eine große Anzahl der streikenden Kolonisten zu ihrer Arbeit zurückkehrten. Dieser Erfolg entschuldigt aber nicht das

Fernbleiben des Patronats, dessen Pflicht es war, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen.

Es verlautet, daß, von dem Streik aufgeschreckt, die Fazendeiros sich zu einer Liga vereinigen wollen, um den ungerechtfertigten Forderungen der Kolonisten einen stärkeren Widerstand entgegensetzen zu können. Daß die Herren Fazendeiros das Recht haben, eine solche Liga zu gründen, steht außer Frage, aber anders verhält es sich, wenn man fragt, ob eine solche Liga jetzt opportun ist und ob sie das leisten kann, was von einer solchen Verbindung erwartet wird. Dieses dürfte nicht der Fall sein. Die Situation der Fazendeiros ist nicht günstig und wo die Grundlage fehlt, dort kann auch die Solidarität der Klasse nichts ausrichten. Wie die Arbeiter dort, wo die Nachfrage nach Arbeit größer ist als das Angebot, auch durch die beste Organisation nichts erreichen können, so können die Arbeitsgeber durch einen Zusammenschluß wieder dort nichts bezwecken, wo die Nachfrage viel größer ist als das Angebot. Der Landarbeiter ist heutzutage im Staate São Paulo sehr gesucht und übrigens hat er ja die Gelegenheit, seinen Wohnsitz nach dem nahen Argentinien zu verlegen, wo er ebenso wie hier lohnende Beschäftigung findet. Diese Situation ist durch Zusammenschluß der Fazendeiros nicht zu ändern. Hier kann nur die Regierung helfen, indem sie bei den Streitigkeiten zwischen Fazendeiros und Kolonisten freundlich schlichtend eingreift. — Aussichtslos wäre die Liga ferner auch deshalb, weil die Fazendeiros kein Solidaritätsgefühl haben. Noch neulich hat einer der besten landwirtschaftlichen Schriftsteller unseres Staates, Herr Jorge Mello, kritisiert, daß Fazendeiros, die notwendig der Arme bedürfen, die Leute durch unvernünftige Versprechungen an sich zu locken bemühen. Sie gehen zum Arbeitsamt und überbieten einander, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, ob sie die durch das Angebot eingegangenen Verpflichtungen halten können oder nicht. Das ist entschieden unverständlich und diese Praxis wird nicht wenig dazu beigetragen haben, die Kolonisten in Ribeirão Preto zum Kontraktbruch zu verleiten. — Das Problem der landwirtschaftlichen Arbeit ist eines ersten Studiums wert. Jede Ueberstürzung kann zu schweren Folgen führen.

Aviatic. Der nordamerikanische Flieger Hammond Curtiss, der sich gegenwärtig in Rio de Janeiro aufhält, hat eine Erfindung zum Patent angemeldet, die die Steuerung des Apparats bedeutend erleichtert. Herr Curtiss hat seine Erfindung bei seinen Flügen in der Bundeshauptstadt genügend erprobt.

Eisenbahnen. Im Einverständnis mit der Staatsregierung von São Paulo hat der Verkehrsminister die neuen Fahrpläne der Mogyana und der Paulista gutgeheißen. Von jetzt ab wird es einen täglichen Schnellzug nach Franca geben. Der Zug der Paulista nach Santa Veridiana steht mit dem nach Franca gehenden Zug der Mogyana in Verbindung.

Mit den Geheimpolizisten hat São Paulo wenig Glück. Wegen der Anziehungskraft, die unsere Stadt auf das internationale Gesindel, auf Kaften, Apachen, Industrieritter und Konsorten ausübt, muß eine Geheimpolizei unterhalten werden; die Personen aber, die sich zu diesem Dienste melden, sind nicht selten von derselben Kategorie, die sie verfolgen sollen. Vor einigen Tagen beging der Geheimpolizist Israel Coimbra den sensationellen Mord an dem Tenente Gallinha und jetzt macht schon wieder ein solcher Geheimagent von sich reden. Dieser Agent, Carmine Masso, erschien vor einigen Tagen in einem Freudenhause in der Rua Ypiranga in totaler Betrunkenheit und provozierte dort einen Riesenskan-

dal und schließlich wollte er eins der Mädchen mit aller Gewalt verhaften. Sie floh, sprang über eine Mauer und verletzte sich am Kopfe. Darauf eilte der betrunkene Geheimpolizist zum Signalapparat und rief den Gefangenenwagen herbei. Es war etwa um vier Uhr morgens. Als der Apparat zu solcher Stunde den Gefangenenwagen nach der genannten Strasse reklamierte, vermutete man auf der Zentralpolizei natürlich einen schweren Konflikt, einige Polizisten bestiegen den Kraftwagen und es ging dahin mit Eilzugsgeschwindigkeit. Dort fand man den betrunkenen Agenten, der sofort in den von ihm selbst herbeigerufenen Wagen gesteckt wurde, während das von ihm verfolgte Mädchen zur Verbindung der Kopfwunde nach der Assistencia gebracht wurde. — Carmine Masso erhielt am ersten Mai seine Entlassung aus dem Dienste der Geheimpolizei.

Mineralquelle. Im Munizip São João de Boa Vista hat man eine starke Mineralquelle entdeckt, deren Wasser dieselben Eigenschaften besitzen soll wie das von Viçty. Ein Ingenieur hat sich bereits nach Europa begeben, um dort Maschienen anzuschaffen zur Ausbeutung der Quelle. Es ist wahrscheinlich, daß an der Quelle ein Kurort errichtet wird.

Propaganda. Eine landessprachliche Zeitung macht der Regierung den Vorschlag, in den europäischen Hauptstädten Schulen für die portugiesische Sprache zu errichten. In diesen Schulen erblickt das Blatt ein gutes Propagandamittel und meint, daß, wie der Brasilianer europäische Sprachen lernen könne, so könne auch der Europäer sich etwas anstrengen und portugiesisch lernen. — Mit einer solchen Propaganda würde man aber sehr wenig erreichen, denn man lernt eine Sprache nicht deshalb, weil sie billig unterrichtet wird, sondern weil man sie für nützlich oder mindestens sehr nützlich hält. Bevor die Europäer sich dazu bewegen ließen, einen portugiesischen Kursus durchzumachen, um dann in der Originalsprache brasilianische Schriftsteller zu lesen und sich über Brasilien zu informieren, müßte ihnen die Ueberzeugung beigebracht werden, daß diese Kenntnis nützlich sein würde. Wie soll man aber das erreichen?

Beamtenbank. Es ist bekannt, daß die Bundesbeamten niedriger Kategorie sehr oft auf ihre Gehälter warten müssen. Dieses hat zur Folge, daß die Leute, aller Mittel entblößt, zu den Wucherern gehen müssen, welchen sie ihre Forderungen nicht selten mit einem Discout von fünfzig Prozent verkaufen. Jetzt haben sich die Bundesbeamten im Staate São Paulo an den Bundespräsidenten gewandt und ihn um die Schaffung eines Bankinstitutes gebeten, daß gegen die Garantie der rückständigen Gehälter zu einem mäßigen Zinsfuß Geld ausleiht. Marschall Hermes da Fonseca hat versprochen, mit dem Finanzminister Rücksprache zu nehmen. Durch die Schaffung einer solchen Bank, wie sie schon in anderen Staaten besteht, wäre der Beamtenschaft geholfen.

Totgefahren. Am Freitag abend wurde in der Braz-Station der Manövrst der São Paulo Railway, Manuel Barbosa, von einem Lastzug totgefahren. Das Unglück konnte bisher nicht aufgeklärt werden. Auf das Zeichen, daß ein Zug ankomme, begab sich der Manövrst von der Station auf seinen Posten und kurze Zeit darauf brauste der Zug durch die Station in der Braz nach der Hauptstation. Der Manövrst kehrte aber nicht nach der Station zurück und der Stationsvorsteher ließ ihn suchen. Man fand seine Leiche zwischen einer Schiene und einem eisernen Pfosten eingepreßt. Ihm waren sowohl beide Beine wie der Hals und der Kopf vollständig zermalmt.

Einwanderung. Bis 16. ds. werden in Santos weitere 2.587 Einwanderer erwartet.

Deutscher Wehrverein. Der Vorstand des Deutschen Wehrvereins bittet uns, die in Brasilien lebenden Deutschen auf seine Ziele aufmerksam zu machen und zum Beitritt aufzufordern. Indem wir dieser Bitte nachkommen, entnehmen wir dem Aufruf, den der Verein versendet, folgendes: „Kaiser und Kanzler haben eine neue große Heeresvorlage angekündigt. Das deutsche Volk ist damit vor eine schwerwiegende Entscheidung gestellt. Vor Jahresfrist hat der Reichstag der von den Regierungen beantragten Heeresverstärkung mit erfreulicher Bereitwilligkeit zugestimmt. Der Wehrverein hat stets die Ansicht vertreten, daß diese Verstärkung nicht genüge. Sein letzter Aufruf vor fünf Monaten schloß mit den Worten: „Der Ernst der Gegenwart fordert gebieterisch, das Versäumte nachzuholen.“ Daß die Worte „Ernst der Gegenwart“ keine leere Redewendung waren, hat der Winter erwiesen. Wieder einmal hat sich die Kraft nationaler Leidenschaft gezeigt und die Unfähigkeit des europäischen Staatensystems, sie nach Gutdünken zu zügeln. Daß die Verschiebung der Machtverhältnisse auf der Balkanhalbinsel ohne Nachwirkung auf dieses Staatensystem bleiben werde, kann nur Unvernunft glauben. Viel zu sehr sind im Donaugebiet die Völker durcheinandergewirrt, als daß die errungenen Erfolge nicht zu neuen Anstrengungen reizen sollten. Der Ausgang des Krieges bedeutet eine stetige ernste Bedrohung Oesterreich-Ungarns. Mag zunächst wieder Friede werden, der habsburgischen Monarchie wird der Kampf ums Dasein nicht erspart bleiben. An ihrem Bestand aber hängt der unsere. Oesterreichs Zerfall würde das Deutsche Reich inmitten feindlicher und übermächtiger Nachbarn den schwersten Gefahren aussetzen. Die Aufrichtung des erstrebten südslawischen Reiches würde unser Volk vom Adriatischen Meere ausschließen. Daß unsere Nachbarn im Osten und Westen diese Lage klar erkennen und sie zur Richtschnur ihres Handelns machen, ist offenkundig. Was sie erstreben, können sie nur erreichen über Deutschland hinweg. Daß die Bahn, in der ihre nationalen Wünsche und Bestrebungen sich seit Jahrhunderten bewegen, verlassen werden sollte aus allgemein menschlichen, aus sogenannten humanen Erwägungen und Empfindungen, kann nur ein Weltfremder glauben. Es gibt nur ein Mittel, den Frieden dauernd zu sichern: Furcht vor den Folgen seines Bruches. Deutschland kann nicht in den Verdacht kommen, Krieg zu wollen. Ein 42-jähriger, in der Geschichte Europas völlig unerhörter Friede hat bewiesen, daß es seine Macht keinem anderen Zwecke dienstbar machen will als der Erhaltung seiner Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit. Es begehrt keinerlei Besitz seiner Nachbarn. Aber es darf auch keinerlei Zweifel aufkommen lassen, daß es entschlossen ist, zu behaupten, was es hat. Begegnen kann es solchen Zweifeln nur durch die offenkundige Anspannung aller seiner Kräfte. Der Wehrverein ist stets eingetreten für die volle Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Was wir einmal waren, aber nicht mehr sind, sind unsere westlichen Nachbarn: ein Volk in Waffen. Nach Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit wird ihr Heer das unserige an Friedensstärke weit übertreffen. Eine höchst bedenkliche Steigerung der Angriffskraft und Angriffslust wird die sichere Folge sein. Damit ist die Stellung unseres Vereins gegeben. Was er an Kraft besitzt, wird und muß er in den Dienst der neuen Wehrvorlage stellen. Darum herbei, ihr Deutschen alle, die ihr an die Zukunft unseres Volkes glaubt und sie sichern wollt, helft dem Wehrverein in seiner guten, in seiner großen Sache. In der Hingebung ans Vaterland gibt es keinen Unterschied der Parteien, der Bekenntnisse; unser aller Glück

und Wohlfahrt hängen an ihm. Nur in dieser Gesinnung vermochten unsere Väter vor hundert Jahren sich zu befreien von fremdem Druck. Als Blücher 1815 mit seinem Heere in drei Tagen zwei Schlachten geschlagen, eine Niederlage erlitten und einen glänzenden Sieg errungen hatte, da richtete er an seine Soldaten die Worte: „Nie wird Preussen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen.“ Wir Deutsche werden im Ernstfalle unserer Väter und Großväter nicht unwürdig sein; seien wir es auch nicht im Frieden, wenn das Vaterland ruft. Es bedarf der Waffen, denn Bereitsein ist alles. Laßt uns deshalb keine Opfer scheuen; zeigen wir den Nachbarn, daß Wille gegen Willen steht.“ — Anmeldungen können gerichtet werden an die Geschäftsstelle des Deutschen Wehrvereins, Berlin S. W. 11, Bernburger Straße 15—16. Der Mindestbeitrag beträgt 1 Mark jährlich, wofür das Vereinsorgan „Die Wehr“ unentgeltlich geliefert wird. Die Buchhandlung H. Grobel, Rua Florençio de Abreu Nr. 102, São Paulo, hat sich in dankenswerter Weise bereit erklärt, Anmeldungen und Mitgliedsbeiträge unentgeltlich weiterzubefördern. Der Wehrverein legt um des moralischen Eindrucks willen Wert darauf, daß recht zahlreiche Auslandsdeutsche die Mitgliedschaft erwerben.

Deutsch-Südamerikanische Gesellschaft E. V. (vorm. Deutsch-Brasilischer Verein), Berlin. In der diesjährigen Hauptversammlung dieser Gesellschaft, die am 26. März tagte, wurden der vom Vorstande vorgelegte Geschäfts- und Kassenbericht über das Jahr 1912 angenommen und dem alten Vorstande Entlastung erteilt. Darauf wurde eine Satzungen-Aenderung beschlossen, wonach der Vorstand künftig aus 7 Mitgliedern besteht, nämlich dem Vorsitzenden, dem 1. und 2. Stellvertreter desselben, dem Schriftführer, seinem Stellvertreter, dem Schatzmeister und seinem Stellvertreter. Die Neuwahlen ergaben folgendes Resultat: Vorsitzender: General der Infanterie z. D. Freiherr von Gayl, 1. Stellvertreter: Dr. Julius Wolff, 2. Stellvertreter: Dr. Paul Träger, Schriftführer: Pastor Hermann Faulhaber, Stellvertreter: Dr. Rudolf Dreydorff, Schatzmeister: Bankdirektor A. Plaas, Stellvertreter: Carlos Gerke. Geschäftsführer blieb Herr Arthur Hermsdorf. In den Ausschuß wurden die bisherigen Mitglieder wieder gewählt; neu hinzukommen: Kanzler a. D. Arnold Wolff, Bergwerksdirektor Blumenau, Kaufmann Daniel Heydenreich, Rentier Enriquer Herman, Rentier Max Himbürg. Außer der Sektion Brasilien, die Herrn Pastor Faulhaber unterstellt bleibt, wurde eine zweite Sektion „La Plata-Staaten“ geschaffen, deren Chef Herr Dr. Julius Wolff ist, eine dritte Sektion Chile und eine vierte Sektion, die alle übrigen Staaten Südamerikas umfassen soll; für Sektion 3 und 4 sind die Vorsitzenden noch nicht ernannt. Vom 23. Mai bis 2. Juni findet in Berlin in den Ausstellungshallen des Zoologischen Gartens die „Erste Delikatess- und Kolonialwaren-Ausstellung“ statt. Die D. S. G. wird sich daran als Ausstellerin von São Paulo-Kaffee beteiligen und zwar wird Kaffee gekocht und in Tassen an das Publikum gegeben werden. Die Hauptversammlung hat schließlich beschlossen, in nächster Zeit eine größere Propaganda einzuleiten, um weitere Kreise für ihre Arbeit zu interessieren und zur Mitgliedschaft zu werben. — Hier in São Paulo besteht etwa seit Jahresfrist eine Ortsgruppe der D. S. G. Die Bildung einer solchen im Staate Espirito Santo steht bevor.

Von der Post. Gibt es einen seit einigen Jahren hier ansässigen Mann, der die „Loja Floricultura“ nicht kennt? Doch, es gibt solche Männer und die sind auf der Post. Herr Dierberger, der Eigentümer

des genannten Blumengeschäftes, der seit zwei Jahrzehnten hier Geschäftsmann ist und als solcher einen Postkarten besitzt, erhielt vor einiger Zeit eine Sendung verschiedener kostbarer Blumenzwiebel oder vielmehr, er erhielt sie eben nicht, denn der Verteiler der Sendungen schrieb über die Adresse: „Unbekannt“ und legte das Paket zur Seite, bis Herr Dierberger es nach langem Nachfragen in einer Ecke des Postamtes fand. Inzwischen waren die Zwiebeln verschwunden, nur die Embalage war noch da. Postschönheit.

Vieh-ausstellung. Heute, Mittwoch, um vier Uhr nachmittags wird die dritte staatliche Vieh-ausstellung geschlossen. Die Ausstellungsjury hat ihre Arbeiten bereits gestern beendet und heute um drei Uhr werden die prämierten Tiere mit ihren „Medaillen“ auf die Bahn geführt werden. Um Mittag werden mehrere Tiere meistbietend verkauft werden. Es seien auch manche „dekorierte“ Rinder darunter. Um zwei Uhr nachmittags werden die bei dem am Sonntag stattgefundenen Wettreiten erlangten Preise verteilt werden.

Brasilianische Kirche. Der Gründer der brasilianischen Kirche, Ex-Conego Amorim Correa, hielt am Sonnabend, den 3. Mai, im Saale „Celso Garcia“ den ersten Gottesdienst nach seinem neuen Ritus, nach dem die Messe in der Landessprache gelesen wird. Dem Gottesdienst wohnten ca. 350 Personen bei. Das Gerücht ausgesprengt worden war, daß einige Männer ihren Eifer für die römische Kirche durch die Störung des brasilianischen Gottesdienstes betätigen wollten und man vor der Ankunft des Kirchengründers in der Nähe des Versammlungsorts verschiedene verdächtige Gruppen sah, so wurde ein Polizeiaufgebot zur Erhaltung der Ordnung vor dem Lokal postiert. Es geschah aber nichts und man weiß nicht, ob die Absicht, den Gottesdienst zu stören, wirklich bestanden hat. Nach dem Gottesdienst wurden mehrere Kinder von dem Ex-Conego nach römischen Ritus getauft oder gefirmt. Die Abhaltung des brasilianischen Gottesdienstes gab eiligem Katholiken die Anlaß, dem Erzbischof durch Eingebildete und ihre Anhänglichkeit an der römischen Kirche zu versichern. In demselben Sinne wurde auch in den Bischöfen von Campinas telegraphiert, gegen den bekanntlich der Ex-Conego sich erhoben hat. Aus demselben Wege wie bei uns in Wien wird es bei uns in der Stadt von Xavier de Toledo und São João eine Selbstmord-Epidemie jetzt grassiert, so in der Rua Riachuelo. Am Sonntag morgen in aller Herrgottsfrühe sticht sich die Mondaine Adalina Maz mit ihrem Geliebten, der jedoch nicht tief genug in die Tauchscheife greifen wollte, und als der weggegangen war, nahm sie einige Tropfen Lysol, um sofort in Lysol tauchen Lamentationen auszubrechen, daß die anderen Hausmänner des Hauses wach wurden. Diese riefen die Assistentin herbei und Adalina wurde mit geringerer Mühe außer Lebensgefahr gesetzt. Wegen der Häufigkeit solcher Fälle, sollte man die Bestimmung einführen, daß die Halbweltlerinnen das Gasolin vorzuziehen haben, das die Autos der Assistentin vorzuziehen, um ihrer Hilfe zu hingehen. Auch sollte die Hilfestellung von vornherein werden, natürlich auf Kosten der Selbstmordkandidatinnen selbst. Der Meldeapparat sollte so eingerichtet werden, daß man mit ihm melden kann, daß es sich um einen der römischen Selbstmordversuche handelt. Jetzt bildet der Apparat nur „Ambulanz“, „Delegado“, „Gefangenwagen“, „Ambulanz und Delegado“, „Gefangenwagen und Delegado“, „Gefangenwagen mit Bedeckung“ und die Meldung läßt sich mit dem Apparat so kombinieren, daß alle drei Wagen auf einmal verschickten. Man sollte doch Apparat überdovoll-

kommen, daß man mit ihm die Meldung erstatten kann: „Selbstmordversuch: Wasserwanne mitnehmen!“ Für diesen Fall sollte die Ambulanz eine große Wanne geeisten Wassers mitnehmen und selbstverständlich müßte sie langsam fahren. Es ist nicht notwendig, daß der Wagen wegen der verbrannten Lippen einer Mondaine in Eilzugsgeschwindigkeit mit seinem durch Mark und Bein gehenden Sirenengeheul durch die Straße rast. Das Auto sollte hübsch gemächlich dahinfahren, damit das Dämchen die Wirkung des Lysols oder Creosots recht lange zu spüren bekommt und nach der ärztlichen Hilfeleistung sollte sie ins Eiswasser. Eine solche Behandlung würde Wunder wirken.

Gefangener Verbrecher. Am Sonnabend kam in Begleitung zweier Polizisten ein gewisser Joaquim dos Santos von Bello Horizonte hier an, der vor einiger Zeit in Salto Grande do Paranapanema eine Mordtat begangen hat. Er war gleich nach dem Verbrechen geflohen, aber in der Hauptstadt von Minas Geraes fiel er der heiligen Hermandad in die Hände.

Sorocaba. Aus dieser Stadt wird über einen Fall berichtet, den man keinem Romanschriftsteller glauben würde. Vor einigen Tagen erschien die Witwe Rita de Oliveira auf der Polizei und erzählte dem Delegado, daß ihr noch nicht neunzehnjähriger Sohn, Benedicto Florencio, sich in eine gewisse Maria de Camargo sterblich verliebt habe. Dieses wäre nun nichts besonderes, denn so etwas soll ja auch in den besten Familien vorkommen, das Auffällige aber war der große Altersunterschied der beiden Verliebten, denn Maria hat schon fünfzig Lenze erlebt, während Benedicto Florencio, wie gesagt, noch nicht neunzehn Jahre alt ist. Rita de Oliveira war so vernünftig gewesen, das sonderbare Brautpaar mitzunehmen — sonst hätte der Delegado ihr die Geschichte nicht geglaubt. Jetzt konnte er sich aber überzeugen, daß die Geschmacke wirklich bis zu Extremen verschieden sind. Benedicto Florencio ist ein robuster, aber noch ganz bartloser Junge. Sein Gesicht ist nicht unschön und seine energisch in die Welt hinausschauenden Augen lassen absolut nicht darauf schließen, daß er blöde sei. Seine Braut ist dagegen ein gebeugtes, runzeliges Mütterchen, dem man es schon von weitem ansehen kann, daß sie vor einigen Jahrhunderten ihr letztes Stündchen nicht im Bette erlebt hätte, weil sie dem Hexenpfaffen aufgefallen wäre. Der Delegado hörte die Geschichte geduldig an und sagte dann der aufgeregten Mutter, daß er in der Sache leider nichts tun könne. Sie sollte sich an das Standesamt wenden und dem Beamten sagen, daß ihr Sohn noch nicht volljährig sei und sie ihm die Erlaubnis zu der Heirat verweigere. Das geschah und damit war dem „glücklichen Paar“ der Weg zum Standesamt versperrt, wer aber liebt, der ist erfinderisch, und am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe war Benedicto Florencio mit seiner Alten beim Stadtpfarrer P. Domingos Magaldi, dem ihn trauen sollte. Der geistliche Herr war von der Erscheinung des seltsamen Paares nicht infinden überrascht, als am Tage vorher der Polizeibeamte und er erklärte, daß er sie nicht trauen könne. Damit war aber noch immer nicht das letzte Wort gesprochen, denn Benedicto Florencio entschloß sich, auf die Legalisierung seiner Liebe zu verzichten und mit Maria de Camargo nach dem Prinzip zusammenzuleben, was die Liebe vereint, das soll weder der Staat noch die Kirche trennen. Er zog zu seinen Geliebten allen Gewalten zum Trotz und blieb bei ihr, bis heute. In seiner großen Sache in der er sich befindet, hat er keinen Unterschied zwischen dem Glück der Frauen der Bekanntheit, nasser aber Glück



Bundeshauptstadt.

Die auswärtige Anleihe der Bundesregierung bildet noch immer den Gegenstand der Erörterung in kaufmännischen und Finanzkreisen. Scherzhaft ist, daß der Anleihebetrag immer gestiegen ist, seitdem zuerst von dem Pump die Rede war. Anfangs hieß es, die Union wolle ebenso wie São Paulo 7,5 Millionen Pfund Sterling aufnehmen. Dann war von 10 Millionen die Rede und als es Ernst wurde, war der Betrag auf 11 Millionen gestiegen. Als Zweck der Anleihe werden Ausgaben für öffentliche Bauten, Bahnen, Häfen, dem Lloyd Brasiliens, die neuen Kriegsschiffe und die Armee bezeichnet. Es kann Keinem Zweifel unterliegen, daß in den gegenwärtigen Zeitläuften die Anleihebedingungen (Übernahmekurs 97 Prozent, Zinsen 5 Prozent) als ausgezeichnet selten müssen, denn viele europäische Länder können augenblicklich so günstige Bedingungen nicht erhalten. Es ist wahr, daß jene von kriegerischen Verwicklungen bedroht sind, Brasilien hingegen nicht. Aber immerhin darf man nicht außer acht lassen, daß ein allgemeiner europäischer Krieg auch die brasilianische Volkswirtschaft aufs schwerste in Mitleidenschaft ziehen müßte, und das wissen die europäischen Finanzleute natürlich genau so gut wie wir selber. Aber wenn man sich mit den Anleihebedingungen zurzeit zufrieden sein darf, so kann man der Anleihe an und für sich keine Begeisterung entgegenbringen. Denn sie bedeutet nichts anderes als die Liquidierung des Defizits, das einige übereifrige Regierungsorgane bis jetzt verschuldeten wollten. Und daß die Anleihe nach und nach von 7,5 auf 11 Millionen stieg, erweckt auch eigenartige Gedanken. Auch der Umstand, daß wir wieder zum Zinsfuß von 5 Prozent zurückkehren müssen, nachdem wir bereits mit der Konvention unserer Anleihen auf 4 Prozent begonnen hatten, ist kein Grund zur Begeisterung. Mit dem Gegenteil von Begeisterung wurde die Nachricht von der Bundesanleihe aber von einigen Einzelstaaten und von der Präfectur des Bundesdistrikts entgegengenommen. Der Bundesdistrikt hatte vor einigen Zeit mit der Emission einer auswärtigen Anleihe von 10 Millionen Pfund (Städte begonnen), die zur Umzeichnung der durch die Grund- und Gebäudesteuer garantierten Schulden dienen soll. Davon waren realisirt ad huc 2,5 Millionen Pfund Sterling ausgegeben worden, 2000 bis 2500 Tausend Jahre sollte lauter Botschaft der Bundespräfectur an den Stadtrat mit der Ausgabe fortzuführen, werden aber abgeworfen. Das europäische Bankhaus will jetzt den Versuch machen, eine vierprozentige Municipalanleihe zu annehmbaren Bedingungen unterzubringen, nachdem der Bund selbst sich bereit erklärt hat, 5 Prozent zu zahlen. Der Staat Bahia wollte ebenfalls eine vierprozentige Anleihe aufnehmen, um alte Schulden abzustoßen und auf sich das nun natürlich auch verkaufen. Selbst zu 5 Prozent würde Bahia augenblicklich kaum annehmbare Übernahmebedingungen erzielen, ebenso wenig wie Pará, der zu diesem Zinsfuß nimmer wollte. Auf das Wirtschaftsleben der beiden genannten Staaten wird das begreiflicher Weise ungünstig zurückwirken, während die Bundeshauptstadt das Unglück gelassener tragen kann. Denn die Gelder, die jetzt von Europa für die Bundesregierung herüberwandern, kommen in hauptsächlich dem Platz Rio de Janeiro zugute, der die Aufmunterung recht wohl gebrauchen kann. Die Zölle sind in keinem der Abfertigung des Passagiergepäckes auf den Zollämtern sollte schnell vor sich gehen. Wenigstens wird sie in allen zivilisierten Ländern so gehandhabt. Sogar an der russischen Grenze sind die Zöllnerereien nicht übermäßig

groß, und das will gewiß viel sagen. Wir kennen nur zwei Länder, in denen die Zollbehörden einen Ruhm darin suchen, die Passagiere recht zu sekkahieren. Das sind die Vereinigten Staaten von Amerika und die Vereinigten Staaten von Brasilien. Wer Brasilien zum ersten Male betritt, bekommt auf diese Weise einen sehr unangenehmen Eindruck, der lange vorhält und auf das Urteil über brasilianische Verhältnisse im allgemeinen unvorteilhaft abfärbt. Und wer von einer Europareise heimkehrt, auf der er unserer Bureaucratie nicht einmal im Traume gedachte, der wird an den Pforten der Heimat inne, daß wir im öffentlichen Leben doch noch reichlich rückständig sind. Es sei denn, daß er über irgendwelche Empfehlungen verfügt, denn dann wird er nicht nur umgehend abgefertigt, sondern die Zollbeamten sind auch so völlig mit Blindheit geschlagen, daß er die wertvollsten Schmuggelwaren ungehindert einführen darf. Diese Bevorzugten sind aber in der Minderheit, und die große Mehrheit der Reisenden ist allen Schikanen übellauniger Zöllner ausgesetzt, und beständig schwebt über ihr das Damoklesschwert der Zollstrafen, denn die Beamten sind unglaublich erfinderisch in der Feststellung von Zollhinterziehungen, da ihnen ja von den Strafgebern ein erklecklicher Prozentsatz zufließt. Der Reisende mag seine Zolldeklaration im besten Glauben und mit aller möglichen Deutlichkeit gemacht haben: es hilft ihm nichts, wenn der untersuchende Beamte niederträchtig sein will. Und Reklamationen haben wenig Zweck. In den seltensten Fällen gibt der Zollinspektor ihnen statt aus dem einfachen Grunde, weil eine Krähe nicht der anderen die Augen aushackt. Zwar ist die Berufung an den Finanzminister möglich, aber bis von dort eine Entscheidung eintrifft, vergehen Monate, und wer sein Gepäck nicht so lange im Zollamt liegen lassen will, es lieber bemerkt nicht einmal unbedingt stellt ist, der muß wenigstens vorläufig in den Beutel greifen und die Geldstrafe erlegen. Von dem allen abgesehen kann der Reisende fast niemals sein Gepäck am Tage der Ankunft des Damoklesschirms ausbekommen, selbst wenn das Schiff ganz früh am Morgen eingelaufen ist. Er ist also, wenn er im Innern wohnt, genötigt, zwei und mehr Tage in Rio zu bleiben und diese Zeit in den Räumen des Zollamtes zu verbringen, anstatt sich die Stadt zu besuchen. Wer es eilig hat, nach Hause zu kommen, der muß die Abfertigung seines Gepäcks einem Freunde anvertrauen, oder wenn er den nicht hat, einem Despachanten, und das kostet wieder viel Geld. Wie gesagt, ein Ruhmesstift für unsere Zivilisation sind diese Zustände nicht. Im Zeitalter des Weltverkehrs das Reisen zu erschweren, anstatt es zu erleichtern, das blieb den beiden größten Ländern der Neuen Welt vorbehalten. Wenn wir auch den Einzelnen begreifen, der in Brasilien besteht ist, es möglichst den Vereinigten Staaten gleichzutun, so meinen wir doch, daß wir uns gerade in punkto Zollselbstkähnen ruhig von den Yankees übertraffen lassen dürften, ohne in den Ruf kultureller Rückständigkeit zu geraten. Wohlgemeinte Ministerial-Verordnungen helfen da ebenso wenig, wie Reklamationen der Presse, denn die Wurzel des Übels sitzt im System selbst. Unser ganzer Zollbetrieb ist dringend reformbedürftig.

Nordwestbahn. Die Schienenstränge der E. F. Noroeste do Brasil, die Bahru bezw. São Paulo mit Corumbá im Staate Mato Grosso verbunden war, haben bereits die Ortschaft Tres Lagoas im letztgenannten Staate erreicht. Es steht zu erwarten, daß im nächsten Jahre die ganze Linie vollendet werden wird.

Bürgerliches Gesetzbuch. Ob die Depu-

tierten, die für die Annahme des Bürgerlichen Gesetzbuches sind und die unzweifelhaft die Mehrheit ausmachen, etwas wie Gewissensbisse empfanden, daß sie auf einmal die Anwesenheit von 143 Mann im Sitzungssaale ermöglichten? Nicht weniger als 80 Abänderungen des Senats wurden angenommen, und die Abstimmung hätte wohl noch fort dauern können, hätte Herr Pedro Lago um 4 Uhr nicht Appetit aufs Mittagessen verspürt und daher Feststellung der Beschlußfähigkeit beantragt. Trotz allen Glockensignalen kam die erforderliche Zahl von Abgeordneten um diese vorgerückte Stunde nicht mehr zusammen, weshalb Herr Sabino Barroso wohl oder übel die Sitzung aufheben mußte. 200 Abänderungen sind also bisher erledigt worden, noch immer nicht der neunte Teil!

Neue Bahn in Pernambuco. Der Verkehrsminister genehmigte den Plan für den Bau der Estrada de Ferro Colonial de Barreiros a Sertãozinho im Staate Pernambuco sowie gleichzeitig die definitiven Studien für die erste Teilstrecke dieser neuen Bahn. Diese Strecke nimmt ihren Ausgang von Engenho Bomjardim, der Endstation der Estrada de Ferro da Usina Carassú, und erreicht den Jacuhyepfluß. Sie ist 15,763 km lang. Wie aus den Namen der Stationen schon zu ersehen ist, handelt es sich um eine Bahn, die im wesentlichen zur Erschließung neuer Zuckerrohrgebiete unseres Haupt-Zuckerstaates bestimmt ist.

Neue Glasfabrik. Kapitalisten aus Itajubá wollen in dem Badeorte Aguas Virtuosas eine Glasfabrik errichten. Sie haben zu diesem Zwecke eine Aktiengesellschaft gegründet.

Ein ungarisches Gestüt wird in den nächsten Tagen nach Brasilien verlegt werden. Es trifft am 5. Mai mit dem Dampfer „Georgia“ in Rio ein und besteht aus 85 Zuchthengsten, Zuchtstuten und Füllen. Besitzer ist ein Herr von Adel, der sich mit den bisher in Pedro Leopoldo (Minas) ansässigen deutschen Landwirten Gebrüder Jansen zusammengetan hat, um die Zucht von Rassepferden (es handelt sich durchweg um Tiere von arabischem Blut) in großem Maßstabe zu betreiben. Unsere Leser werden sich vielleicht erinnern, daß die Staatsregierung von Minas sich bereit erklärt hat, den Gebrüder Jansen ein umfangreiches Gelände in der Serra do Cabral zur Verfügung zu stellen. Dieses Gebirge, das nördlich fast bis an den Rio S. Francisco reicht, zeichnet sich durch seinen Wasserreichtum und seine guten Weiden aus. Das Klima ist trotz der verhältnismäßig äquatorialen Lage recht frisch, da das Gebirge sich zu 1000 und mehr Metern Höhe über dem Meeresspiegel erhebt. Auf die in Staatsbesitz befindliche Serra do Cabral ist daher das Augenmerk einer ganzen Reihe von Viehzüchtlern gerichtet, und die Staatsregierung hat auch schon anderen Personen dortselbst Landkonzessionen erteilt, so z. B. einem italienischen Grafen, der dortselbst eine ausgedehnte Merinoschafzucht einzurichten gedenkt. Der Landwirtschaftsminister hat bereits die nötigen Vorkehrungen getroffen, damit das ungarische Gestüt möglichst schnell seinem Bestimmungsort zugeführt werden kann. Es handelt sich hier um den größten Import wertvoller Zuchtpferde, der bislang in Brasilien stattfand. Unter den Hengsten befindet sich einer, der 90.000 Kronen kostete, und ein anderer, für den der Besitzer 60.000 Kronen bezahlte. Der Gesamtwert des Gestütes wird auf 500 Contos angegeben. Wir wünschen, daß der Erfolg den Erwartungen des Besitzers entsprechen möge. Die Teilhaberschaft der rührigen und erfahrenen Gebrüder Jansen bietet eine gewisse Garantie hierfür, und das Interesse des Landwirtschaftsministers und der Staatsregierung von Minas eine zweite.

Moinho Fluminense. Die Aktiengesellschaft Moinho Fluminense hielt am 28. v. M. ihre Generalversammlung ab, in der die Bilanz vorgelegt und der Geschäftsbericht der Direktion erstattet wurde. In dem Bericht heißt es, daß im Jahre 1912 zwar ein regulärer Gewinn erzielt wurde, daß aber die Erwartungen, die zu Anfang des Jahres gehegt wurden, sich nicht erfüllten, da die Konkurrenz zu stark war. Wie in den Vorjahren wurde der nach Ueberweisungen an den Reservefonds, den Erneuerungsfonds usw. verbleibende Reingewinn nicht verteilt, sondern auf das Konto „Nichtverteilte Gewinne“ überschrieben, das damit den Betrag von 1.753:659\$ 553 Reis erreicht. Diese Maßregel wird mit den außerordentlich hohen Ausgaben begründet, die dem Unternehmen durch Unbauten, Maschinenerneuerungen und die Neubauten am neuen Hafen erwachsen sind und noch erwachsen. Der erste Neubau ist bereits fertiggestellt und der zweite geht seiner Vollendung entgegen. Die Baulichkeiten und Maschinen stehen mit 4.896:899\$021 zu Buche. Die Außenstände im Kontokorrent betragen 1.746:928\$100, die Lagervorräte 1.152:742\$270. In laufender Rechnung schuldet das Unternehmen 4.006:483\$686, in Hypotheken 420:000\$000. Das Aktienkapital beläuft sich auf 1000 Contos, der Betrag der verschiedenen Fonds und der nichtverteilten Gewinne auf 2.481:965\$345.

Navegação Costeira. Die Bundesregierung hat mit der Companhia de Navegação Costeira einen Vertrag abgeschlossen, durch den die Rhederei die Verpflichtung übernimmt, allwöchentlich einen Dampfer zwischen Porto Alegre und Manaus ausfahren zu lassen. Die Linie wird in zwei Sektionen geteilt, eine nördliche und eine südliche. Die Fahrten auf der Nordsektion gehen vorläufig nur bis Pernambuco, bis die Gesellschaft genug neue Dampfer erworben hat, um allwöchentlich ein Schiff nach Manaus aussenden zu können. Für jede Fahrt erhält die Companhia de Navegação Costeira eine Subvention von 20 Contos, solange der Endpunkt Pernambuco ist. Wenn die Dampfer bis Manaus gehen werden, erhöht sich die Subvention auf 40 Contos.

Wigg-Trajano. Die famose Konzession, die den Herren Carlos Wigg und Trajano de Medeiros erteilt wurde und die so heftige Erörterungen im Kongreß und in der Presse hervorrief, ist an eine Gesellschaft übergegangen, die Companhia Siderurgica Brasileira. Das Kapital der neuen Gesellschaft ist 4.600:000\$, davon 3.868:000\$ in Liegenschaften und 132:000\$ in bar. Dem Unternehmen wurde gleichzeitig mit der Genehmigung der Statuten die Berechtigung erteilt, Anleihen bis zu 50.000 Contos in Brasilien und im Auslande aufzunehmen.

Tragische Folgen zettigte wieder einmal der unvorsichtige Umgang mit einer Schießwaffe. In der Estrada Real de Santa Cruz wohnte der Arzt Dr. Enrico Milton Ferreira do Amaral, der vor etwa Monatsfrist aus Bahia nach der Bundeshauptstadt übersiedelt war, um hier die ärztliche Praxis auszuüben. Wie die meisten Anfänger hielt er seine Sprechstunden zunächst in einer Apotheke ab. In seinem Hause wohnte, um ihm Gesellschaft zu leisten, seit einigen Tagen sein Vetter Ernesto Diniz do Nascimento, ein Junge von 15 Jahren. Als der Arzt nach dem Frühstück seinen Stuhl ans Fenster rückte, um Zeitung zu lesen, zog Ernesto eine Mauserpistole hervor, die er kürzlich der nächtlichen Unsicherheit der Gegend wegen erworben hatte, und begann damit zu spielen. Natürlich entlud sich, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, die Pistole, und die Kugel ging dem Arzte in die Brust. Der Unglückliche fiel entseelt zu Boden. Laut aufschreiend warf sich Ernesto über seinen Vetter und versuchte, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen. Als

er aber gewahr wurde, daß Dr. Enrico nicht nur verwundet, sondern tot sei, da geriet der Junge in solche Verzweiflung, daß er sich eine Kugel in den Schädel jagte. Nachbarn, die nach dem ersten Schuß herbeieilten, hatten eben noch Zeit, dem zweiten Teil der Tragödie beizuwohnen, der sich mit solcher Schnelligkeit abspielte, daß sie nicht eingreifen konnten. Noch lebend, aber bewußtlos wurde Ernesto, dessen Eltern in Meyer wohnen, in die Santa Casa eingeliefert, wo er im Laufe der Naecht verschied. Der unglückliche Arzt war erst 24 Jahre alt und hatte Frau und Kind in Bahia, die nachkommen sollten, sobald er genug verdient hätte, um das Haus möblieren zu können.

Zolleinnahmen. Die Steigerung der Zolleinnahmen hält trotz den allgemeinen Klagen über flauen Geschäftsgang und über Geldschwierigkeiten an. Im April nahm das Zollamt Rio de Janeiro . . . 10.312:587\$792 ein gegen 9.786:406\$477 im gleichen Monat des Vorjahres. Damals schwamm Rio beinahe im Gelde, und wenn es jetzt trotz der Geldknappheit 526:181\$315 mehr an Zöllen aufzubringen vermoelte, so kann es doch noch nicht Matthäi am letzten sein.

Die Konversionskasse erfährt in der abgelaufenen Woche geringe Verminderungen ihres Goldbestandes. Der Bestand an den Monatsersten war: 1. Januar 386.706:031\$779, 1. Februar 393.131:768\$894 Reis, 1. März 399.741:891\$954, 1. April . . . 389.121:321\$677, 1. Mai 377.076:664\$103.

Weineinfuhr. Im vergangenen Jahre war in der Wineinfuhr über Rio de Janeiro eine wesentliche Verschiebung zu bemerken. Die Einfuhr portugiesischen Weines ging ganz wesentlich zurück, Porto sandte 1695 und Lissabon 125 Fässer weniger als im Vorjahre. An Flaschenweinen kamen aus Porto allerdings 14.074 Kisten mehr, dafür aber aus Lissabon 9748 Kisten weniger, so daß die Mehreinfuhr nur 5726 Kisten betrug, nicht genügend, um die Mindereinfuhr an Faßweinen zu ersetzen. Aus Frankreich kamen 1882 Viertelfässer und 3762 Kisten mehr als im Vorjahre, und aus Spanien 132 Fässer und 986 Kisten mehr. Diese Mehreinfuhr aus Frankreich und Spanien deckt jedoch noch nicht die Mindereinfuhr aus Portugal. Da die Zahlen für die Einfuhr italienischer und deutscher Weine noch nicht bekanntgegeben sind, so ist es noch nicht möglich, festzustellen, ob sie das Minus deckt oder ob die Wineinfuhr überhaupt im Abnehmen begriffen ist. Sollte das der Fall sein, so dürfte man jedoch noch nicht den Schluß ziehen, daß der Konsum einheimischer Weine oder von Bier zugenommen hat, sondern zunächst wäre einmal zu ermitteln, ob nicht vielleicht die „Wein“fabrikation, die in den Hauptplätzen stets bedeutend war, noch gewachsen ist. Wir neigen stark zu dieser letzten Vermutung.

Kaffeemarkt. Der Kaffeemarkt bot in der vergangenen Woche wenig Anlaß zur Beachtung. Die Preisschwankungen waren gering, wie aus folgender Zusammenstellung hervorgeht (26. April gegen 2. Mai): Rio 9\$800 — 9\$700, New York 10,93 — 11,09, Havre 69,25 — 70,75, Hamburg 56,75 — 58,00, London 50/3 — 50/9. Die Ernteschätzungen werden fortgesetzt, und die Mehrzahl neigt jetzt dazu, als Höchstzahl nur mehr 10 Millionen Sack zuzulassen. Die Schätzungen von 11 und 12 Millionen Sack, mit denen so unheilvoll auf den Markt gewirkt wurde, verschwinden allmählich aus der Diskussion. Es wird wieder gehen, wie in den Vorjahren: die Ernte bleibt auch hinter den pessimistischen Schätzungen zurück. Trifft das zu, so dürfen wir für 1913—14 nur mit 9 Millionen Sack rechnen.

Geschäftsbrand. In der Rua Alfandega 355 war der Türke Raschid Azun mit einem Kurzwaren-

geschäft etabliert. In den hinter dem Laden gelegenen Räumen wohnte er mit seiner Frau und einem zweijährigen Töchterlein. Vorgestern Nacht um 2 Uhr, als die Familie im tiefsten Schlafe lag, wurde sie durch heftige Schläge am Straßeneingang geweckt. Im Laden war Feuer ausgebrochen, und die Rauchwolken, die durch die verschlossene Tür quollen, hatten den wachhabenden Polizisten auf den Brand aufmerksam gemacht. Der Weg nach der Straße war der Familie verschlossen, denn der Laden stand bereits in hellen Flammen. Mit Mühe gelang es den Eingeschlossenen, sich durch den Hof nach dem Hause Rua Senhor dos Passos 198 zu retten. Die Feuerwehr mußte angestrengt arbeiten, um den Brand auf seinen Herd zu beschränken. Der Laden ist völlig ausgebrannt, und das Nebenhaus Nr. 357, in dem sich eine Kofferfabrik befindet, wurde durch Wasser schwer beschädigt. Raschid Azun hat seine Waren bei der Equitativa für 50 Contos versichert. Er sagte auf der Polizei aus, daß er ein Lager im Werte von 78 Contos gehabt habe; außerdem habe er seine Wohnungseinrichtung im Werte von 10 Contos und Schmucksachen im Werte von 3 Contos verloren. Um 9 Uhr morgens drohte das Feuer von neuem auszubrechen, so daß die Brandwache in Tätigkeit treten mußte.

Weil er ihn geweckt hatte, fing der Neger Romeu José Correa, der im Moinho Inglês arbeitete, mit seinem Zimmergenossen Sebastião Sylvestre Streit an. Er hatte selbst am Abend gebeten, Sebastião möge ihn um 4 Uhr wecken, da er zeitig zur Arbeit gehen sollte. Aber in der Morgenfrühe erschien ihm der Schlaf so lieblich, daß er das Wecken sehr übel nahm und dem Kameraden die ausgesuehtesten Schimpfnamen gab. Natürlich ließ Sebastião sich das nicht gefallen, sondern gab die Beleidigungen zurück. Das steigerte die schlechte Laune Romeus so, daß er zum Revolver griff. Der andere eilte, als er das sah, schleunigst zum Hause hinaus, Romeu schießend hinter ihm her. Die Kugel traf jedoch nicht, und als der auf der Praça da Harmonia postierte Polizeisoldat dem Verfolgten zu Hilfe eilte, kehrte sich Romeus Zorn gegen den Hüter der öffentlichen Ordnung. Schnell nacheinander feuerte er mehrere Schüsse auf den Soldaten ab, die zwar sämtlich fehlgingen, aber den Angegriffenen veranlaßten, nun seinerseits, die Pistole zu ziehen und den rabiaten Neger durch einen Schuß in die linke Hüfte unsehädlich zu machen. Dann wurde die Unfallstation angerufen, die Romeu verbinden ließ und in die Krankenabteilung des Gefängnisses einlieferte. Da wird er ein paar Tage schlafen können, ohne geweckt zu werden.

Moderne Sittenpolizei. Unglaublich hat der Bacharel Augusto Mendes gehaust, der gegenwärtig den Polizeidelegaten des 5. Distrikts vertritt. Die Polizeiwache dieses Distrikts befindet sich in der Rua Senador Dantas, und der Bezirk umfaßt eine der größten Zonen des Nachtlebens von Rio, denn er dehnt sich bis nach der Lapa auf der einen und bis zu der neuen Markthalle auf der andern Seite aus. Er hat also mit Prostituierten der verschiedensten Art zu tun, denn während in der Gegend der Rua Senador Dantas die feinen Dämchen wohnen, sind am Mercado Novo Dirnen der allerniedrigsten Klasse zu Hause. Diese hat sich der junge Herr zum Gegenstand seiner Versittlichungsversuche auserkoren. Er veranstaltete mit seinen Agenten und dem den Posten am Markt kommandierenden Polizeiergeanten Aguiar eine Razzia in der Gegend der Markthallen und fing acht Weiber ein. Dabei tat sich besonders Aguiar hervor, der die Händler in der Markthalle zwar nicht vor Dieben zu schützen weiß, dafür aber ein sehr sittenstrenger Mann zu sein scheint.

Auf der Wache ließ der Bacharel die eingefangenen Dirnen in Reih und Glied treten und ihnen durch den Sergeanten ein Dutzend Rutenhiebe auf die Hände verabreichen. Alsdann mußte der Sergeant ihnen die Haare abschneiden. Er bediente sich dazu eines Rasiermessers und einer Schere, die nicht sonderlich scharf waren, und da ihm die Arbeit zu lange dauerte, riß er den Unglücklichen kurzweg ganze Büschel Haare aus. Zum Schluß wurden sie mit Fußtritt in das Haftlokal expediert. Die Sache wäre wahrscheinlich gar nicht herausgekommen, wenn nicht eine der Verhafteten gar keine Dirne gewesen wäre, sondern die Köchin des in der Rua S. José wohnhaften Hauptmanns Benac, die mit einem Maler in wilder Ehe lebt und in der Rua Misericordia auf ihn wartete, als die Häsher sie ergriffen. Die Köchin konnte ihrer Herrschaft vorgestern eine Mitteilung zukommen lassen und wurde von ihr alsbald aus der Haft befreit. Herr Benac sorgte dafür, daß die Mißhandlungen der Presse bekanntgegeben wurden. So blieb Herrn Belisario Tavora nichts anderes übrig, als eine Untersuchung zu eröffnen, in der schon jetzt die Schuld des stellvertretenden Delegaten und des Sergeanten einwandfrei festgestellt wurde. Gleichzeitig eröffnete der Kommandeur der Polizeibrigade eine Untersuchung gegen den Sergeanten, die unvermeidlich mit dessen Entlassung schließen wird. Ob auch den trefflichen Bacharel die verdiente Strafe erreicht, das ist noch mehr als fraglich.

Zu dem Eisenbahnunfall auf der Zentralbahn, welcher sich in der Nacht vom 29. zum 30. April auf der Station Mendes ereignete, erhalten wir von einem Augenzeugen nachstehende Mitteilungen: Ein Güterzug, welcher Vieh nach dem Schlachthaus von Santa Cruz zu befördern hatte, mußte in Mendes halten, um den um 11 Uhr von Rio nach São Paulo durchfahrenden Nachtschnellzug passieren zu lassen. Zu dem Zwecke wurde der Güterzug auf ein zweites Geleise geleitet. Er war aber nicht genügend vorgezogen worden, so daß der letzte Viehwagen auf dem Ferngeleise stehen blieb. Auf diesen fuhr der mit großer Schnelligkeit von Rio herankommende Personenzug auf und zertrümmerte den letzten Viehwagen vollständig. Stark beschädigt wurden noch zwei Viehwagen, der Zugführerwagen des Schnellzuges und die Lokomotive desselben. Personen wurden nicht verletzt, getötet wurden 2 Stiere, welche sofort an Ort und Stelle vergraben wurden, mehrere andere Tiere wurden verletzt. Der Güterzug konnte morgens um 6 Uhr seine Reise fortsetzen, der Schnellzug um 8 Uhr, nachdem er eine neue Lokomotive erhalten und der Schienenweg frei gemacht war. Die Aufräumarbeiten waren um 12 Uhr mittags am nächsten Tage beendet.

Maiszucker. Der Landwirtschaftsminister hat veranlaßt, daß dem Direktor des Nationalmuseums Proben des Zuckers überwiesen werden, der in Argentinien aus Maisstengeln gewonnen wird. Diese Proben sollen im Laboratorium untersucht werden, und zu gleicher Zeit soll auch der Zuckergehalt des brasilianischen Mais festgestellt werden. Der Minister hat angeordnet, daß die Untersuchung des einheimischen Mais in verschiedenen Vegetationsperioden angestellt werde, damit ermittelt werden kann, zu welcher Zeit die Stengel den höchsten Zuckergehalt besitzen. Es will uns nicht recht einleuchten, weshalb wir nötig haben sollten, uns nach Surrogaten für das Zuckerrohr umzusehen, das doch nun einmal den besten Zucker liefert und das auch bei richtiger Kultur und sachgemäßer, alle Errungenschaften der Technik benutzender Bearbeitung von keiner anderen Zuckerpflanze an Ergiebigkeit übertroffen wird. In Argentinien, wo das Zuckerrohr nur

in einem beschränkten Teile des Landes gedeiht und wo, im Gegensatz zu Brasilien, Mais zur Körnergewinnung im Ueberfluß produziert wird, liegen die Verhältnisse anders.

Grenzregulierung mit Peru. Im Itamaraty-Palast unterzeichneten der Minister des Aussen: Dr. Lauro Müller und der peruanische Gesandte Dr. Hernan Velarde ein Protokoll, durch das in Gemäßheit des Artikels 2 des Vertrages vom 8. September 1909 eine Aenderung des Protokolls vom 29. April v. J. vorgenommen wird. Dieses Protokoll setzte die Organisierung der gemischten brasilianisch-peruanischen Kommission fest, die mit der Regulierung der Grenze zwischen beiden Ländern beauftragt wurde.

Bank von Brasilien. In der vorgestrigen Generalversammlung der Bank von Brasilien wurde der bisherige Direktor des Banco de Credito Real von Minas, Dr. Antonio Gomes Lima, zum Direktor gewählt. Ferner wurde beschlossen, den Beamten der Bank das Pensionsrecht zu gewähren. Dem Direktorium und insbesondere seinem Präsidenten, dem Conselheiro João Alfredo, wurde der Dank der Versammlung für die ausgezeichnete Geschäftsführung im abgelaufenen Geschäftsjahre ausgesprochen. Aus dem Jahresbericht ist folgendes hervorzuheben. Trotz der Krisis, die das Land durchzumachen hat, ist es dem Zentralbankinstitut doch möglich gewesen, sich günstig weiterzuentwickeln und in allen Staaten Brasiliens stützend und fördernd einzugreifen. Der Reingewinn beläuft sich auf 7.361:827\$519, gegen 4.059:501\$751 im Vorjahre, hat also ganz erheblich zugenommen. Es wurden Wechsel im Gesamtbetrage von 144.906:741\$681 diskontiert, gegen 102.016:054\$710 im Vorjahre. In dieser Beziehung ist besonders die große Zahl der Rediskontierungen hervorzuheben, die von 5.460:451\$710 im Jahre 1911 auf 63.844:390\$363 im Jahre 1912 stiegen. Diese den anderen Banken gewährte Erleichterung des Geschäftsbetriebes beweist, daß die Bank von Brasilien im abgelaufenen Jahre sich der Verpflichtungen einer Zentralbank voll bewußt war. Der höhere Reingewinn ist nicht auf höhere Zinssätze, sondern in Gegenteil auf durch mäßige Sätze erhöhten Umsatz und auf Verminderung der Geschäftskosten zurückzuführen. Diese verminderten sich trotz des wesentlich höheren Umsatzes um 187:157\$013. Der Verlust, den die Bank bei ihren Diskontgeschäften erlitt, war sehr gering. Er betrug auf fast 145.000 Contos nur 269:776\$, was nicht einmal 2 pro Mille ausmacht. Man kann also im großen und ganzen den Bericht mit Befriedigung entgegennehmen und, soweit dem Außenstehenden überhaupt ein Einblick möglich ist, feststellen, daß die Bank von Brasilien sich auf guter Bahn befindet.

Ein opportunes Thema berührte dieser Tage Herr Dr. Garçon Stockler in der Bundeskammer. Dieser Vertreter von Minas Geraes gehört nicht zu den glänzendsten Rednern des hohen Hauses, aber wo es sich um gesunden Menschenverstand handelt, dort gehört er an einer der ersten Stellen genannt zu werden. Er beklagte sich über die vielen brasilianischen Feiertage und die penible Bürokratie unserer Aemter, die selbstverständlich eine ihrer heiligsten Pflichten darin erblickt, die Leute auf das pünktlichste einzuhalten. Es war, so erzählte der Deputierte, am 21. April, am Hinrichtungs- tage des ersten Apostels der Republik, Tiradentes, Herr Stockler hatte ein paar eilige Briefe zu expedieren und begab sich nach der nächsten Postagentur, um die Marken zu kaufen und die Konverts in den Kasten zu werfen. Er war aber einige Minuten zu spät gekommen. Die Markenverkäuferin hatte soeben die Kasse geschlossen. Der Deputierte ver-

langte die Marken, das junge hübsche Wesen schüttelte aber bedauernd seinen Lockenkopf: „Ich kann es nicht, so leid es mir auch tut. Die Uhr hat bereits eins geschlagen. Ich habe geschlossen. Herr Dr. Stockler dachte wohl, daß das, was einer schliesen, auch wieder öffnen kann, die Postdame war aber einer anderen Ansicht und blieb dabei, daß nach dem Glockenschlage für sie und die ganze Beamtenschaft der Feiertag beginne und sie deshalb die Kasse nicht mehr öffnen dürfe. „Wir feiern das Andenken eines Märtyrers,“ sagte Herr Dr. Stockler, „aber wir selber sind auch Märtyrer — Märtyrer der Bureaukratie!“ Und wer will leugnen, daß dem so ist. — Von Tiradentes haben wir wohl herzlich wenig gelernt, aber wir haben seinen Gedenktag und der ist auch etwas wert, vielleicht sogar noch mehr wert, als alles das, was er in Worten und Taten gelehrt und mit seinem Tod besiegelt. Die Idearepublik, von der Tiradentes geträumt, ist ein schöner Traum geblieben, an seinem Todestag ist aber die ganze Beamtenschaft frei, sie macht Ausflüge, veranstaltet Kränzchen oder geht in den Kientopp und lobt den Mann, der durch seinen Tod am Galgen ihr einen Festtag verschafft hat. — Im Uebrigen ist ihr der Schwärmer des achtzehnten Jahrhunderts mehr als gleichgiltig.

Diverse Nachrichten.

Ein Stück Deutschland an Oesterreich abgetreten! Tatsächlich ein Stück schwarzweiß-roten Reichslandes ist der Donaumonarchie zu eigen überlassen worden. Ohne Schwertstreich, mitten im Frieden. Denn auch Deutschland — und zwar das Königreich Sachsen — hat dafür einen Fetzen schwarzgelben Eigentums erhalten. Es handelt sich nämlich um einen Gebietsaustausch zwischen Oesterreich und Deutschland. Nur ein paar hundert Quadratmeter haben den Landesherrn gewechselt. Es ist ein unbewohntes Stück Land, aber in unserer Zeit des nationalen Selbstbewußtseins ist es interessant, daß solche Grenzverschiebungen immer noch vorkommen. Es handelt sich um die sächsische Grenze gegen Böhmen in der sächsischen Amtshauptmannschaft Annaberg. Dort will ein Fabrikbesitzer bei Hammerunterwiesenthal sein Anwesen ausbauen. Um das zweckmäßig tun zu können, will er den Grenzbach etwas verlegen, ein Stück seines deutschen Grund und Bodens an Oesterreich geben und dafür eine Wiese seines böhmischen Nachbarn in Weipert eintauschen. Insgesamt kommen neben dem Bachbett, das mit etwa 170 Quadratmeter in Betracht kommt, von jeder Seite 550 Quadratmeter zur Umlegung. Da die Anlieger gegen diesen Gebietsaustausch keinen Einspruch erhoben haben, und vom staatlichen, fluß- und grenzpolizeilichen Standpunkt keine Bedenken zu erheben waren, wurde der Plan zunächst in einem Staatsvertrag, der zwischen Oesterreich und dem Königreich Sachsen feierlich abzuschließen war, genehmigt. Das Reichsrecht wurde in dem sächsischen, nunmehr österreichischen Eckchen wurde aufgehoben, während es auf der bisherigen böhmischen Wiese nun neu in Geltung tritt. Der Deutsche Bundesrat hat den Tausch bestätigt, und auch der Deutsche Reichstag hat sich in drei Lesungen mit dem Tauschgeschäft einverstanden erklärt.

Siebzehn Personen ertrunken. Aus Rzeszów wird gemeldet: In der nahe gelegenen Ortschaft Babica ereignete sich eine furchtbare Katastrophe. Eine große Anzahl von Bauern und Bäuerinnen begleitete ihre Angehörigen, die nach Ame-

rika auswanderten, zum Bahnhof. Vor der Abfahrt versammelte sich die ganze Gesellschaft in dem Ortswirtschaftshause, wo sie den Getränken eifrig zusprach. Nach der Abreise der Auswanderer wollte eine aus dreißig Personen bestehende Gesellschaft von Bauern und Bäuerinnen in einer Fähre den Wyslocfluß übersetzen. Die betrunkenen Bauern schaukelten während der Fahrt — es war 11 Uhr nachts — absichtlich, um die Bäuerinnen zu erschrecken. Plötzlich kippte die Fähre um und alle Insassen fielen in die hochgehenden Fluten. Siebzehn Bauern und Bäuerinnen, meist Angehörige der abgereisten Auswanderer, sind ertrunken.

Großer Brand im Hafen von Schanghai. Am 23. März wurde im Hafen von Schanghai das große Lagerhaus der deutschen Firma Melcher, in dem Baumwolle und viele andere Waren aufgestapelt waren, mit einigen Häusern am Kai der Zollverwaltung durch einen Brand zerstört. Die Feuerwehr wurde durch 300 Matrosen der deutschen, britischen, österreichischen und amerikanischen Kriegsschiffe unterstützt.

Frankreichs fünfte Waffe. Wenn man sich einen Begriff von dem enormen Aufschwung des französischen Flugwesens machen will, vergleiche man folgende Zahlen: 1910 besaß Frankreich 272 geprüfte Flieger, 1911 561, Ende 1912 fast 1250. Die Stärke des militärischen Fliegerkorps besteht aus 234 Piloten, 210 geschulten Beobachtern, 1642 besonders ausgebildeten Mannschaften und 550 Mann ohne Spezialausbildung. Die Kriegsstärke sieht 43 Sektionen zu je acht Flugzeugen vor. Jede Sektion hat außer einem homogenen Geschwader von acht Flugzeugen acht schnelle Motorwagen für die verpackten Flugzeuge, Transportautomobile für Reserveteile und besonders konstruierte bewegliche Werkstätten. Was die Luftschiffe anbelangt, so hat Frankreich bisher mehr Vertrauen zu den kleineren halbstarren und nichtstarren Typen gezeigt, doch ist jetzt auch ein starres Luftschiff zu Versuchen bereit. Wenn man die kleinen Sportluftschiffe ausschließt, so besitzt Frankreich einschließlich fünf nicht ganz vollendeter Schiffe 14 vom nicht starren Typ gegenüber sechs deutschen, drei vom halbstarren gegenüber vier deutschen und eins vom starren gegenüber sieben deutschen, im ganzen also 18 französische Luftschiffe gegenüber 17 deutschen. Daß die deutschen besser sind, als die französischen, steht freilich außer Frage.

Eine ganze Familie ertrunken. In Eimsvold fuhr, so meldet man aus Christiania, beim Rodeln ein von einem fünfjährigen Knaben geführter Schlitten, auf dem sich noch das dreijährige Schwesterchen des Knaben befand, in einen tiefen Gebirgsbach. Die Mutter sprang beiden Kindern nach, um sie zu retten, versank aber vor den Augen des herbeieilenden Vaters. Nun sprang auch dieser Frau und den den Kindern nach, ging aber ebenfalls unter.

Aberglaube in Frankreich. Aus Paris wird berichtet: Ein aufregender Vorfall hat sich in dem kleinen Orte Remy bei Bordeaux ereignet. Auf einem kleinen Gute wohnt dort die Familie Aultier, bestehend aus Vater, Mutter, einem Sohne und zwei Töchtern. Vor einiger Zeit verendete ein Schwein, und eine Hellscherin, die man befragte, erklärte, das Haus sei vom Schicksal heimgesucht und in wenigen Tagen würde der ganze Viehstand zugrunde gehen. Die Familie rief schleunigst den Ortsgeistlichen herbei, damit dieser die bösen Geister beschwöre. Dieser lehnte jedoch das Ansinnen ab. Kurze Zeit darauf brach bei allen Familienmitgliedern der Verfolgungswahn aus. Sie überfielen den Geistlichen in seiner Wohnung, brachten ihn

mit Gewalt nach dem Gut und folterten ihn dort, damit er ihrem Verlangen nachkomme. Der Geistliche wurde hierbei lebensgefährlich verletzt und nur mit Mühe konnte er von einigen Bauern aus seiner furchtbaren Lage befreit werden.

Der Rachezug der Suffragetten. Aus allen Teilen Englands treffen Berichte von Rachezügen der Suffragetten ein, die besonders wegen der Verurteilung ihrer Führerin Miß Pankhurst zu drei Jahren Zuchthaus auf das ärgste erbost sind. Unter anderem wurden die Blumenbeete in den Stadtparks von New-Castle, Liverpool und Glasgow vernichtet. Auch an Briefschaltern und an den Fenstern der Postämter in Wales wurden Akte vandalischer Verwüstungen begangen. Vielfach werden auch Telegraphen- und Telephonleitungen von den Suffragetten durchschnitten. Miß Pankhurst befindet sich bereits im Spital des Gefängnisses; sie weigert sich, Nahrung zu nehmen und muß künstlich genährt werden, sie liegt in bedenklichem Zustande darnieder.

Die Entwicklung des Schützenwesens in Italien hat in den letzten Jahren nicht den gehegten Hoffnungen entsprochen. Während im Jahre 1897 unter der studierenden, noch nicht wehrfähigen Jugend bereits 15.600 freiwillige Schützen waren, ist deren Anzahl bis zum Jahre 1912 nur um 2618 gewachsen.

Die dritte Rheinbrücke in Köln. Die Kölner Stadtverordnetenversammlung beschloß einstimmig den Bau einer dritten Rheinbrücke an Stelle der jetzigen Schiffbrücke nach dem gemeinsamen Entwurf der Firma Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg Werk Gustavsburg, der Firma Grün und Bilfinger-Mannheim und des Architekten Karl Moritz-Köln. Die Kosten der Brücke, die als Hängebrücke mit Gliederketten gebaut wird, werden sich auf etwa sechs Millionen Mark belaufen. Die Brücke soll bis zum 1. Juli 1915 fertiggestellt sein. Wie bekannt, hat das Preisausschreiben für den Brückenbau zu lebhaften Diskussionen über die Priorität des Entwurfs Anlaß gegeben.

Verwendung der Jathospende. Der Arbeitsausschuß der Jathospende gibt bekannt, daß von den Zinsen der jetzt 280 000 Mark betragenden Jathospende, von denen Pfarrer Jatho nur einen Bruchteil erhalten hat, die Witwe Jathos unterstützt werden soll. Die Jathospende sei durch den Tod Jathos nicht als erledigt zu betrachten. Die Gefahr und Notwendigkeit, daß sie in Zukunft in noch viel stärkerer Weise als bisher in Anspruch genommen werden müsse, liege vielmehr bei dem kirchenpolitischen Charakter unserer Behörden sehr nahe. Die Sitzung des Arbeitsausschusses, die in den nächsten Tagen stattfinden soll, wird über die zu ergreifenden Schritte beraten.

Humoristisches.

Feine Rache. Eine Dame kam in einen Eisenbahnwagen und nahm in dem Sitze vor einem augenscheinlich jungverheirateten Paare Platz. Sie hatte sich kaum gesetzt, als sie hörte, wie sich die junge Frau über sie lustig machte, und da das in ziemlich deutlicher und vernehmbarer Stimme geschah, war ihr das recht unangenehm. Der Hut vom vorigen Jahre, der nicht ganz moderne Mantel mußten herhalten, und die Dame beschloß, dieser Unterhaltung ein Ende zu machen. Sie drehte sich um, sah die Neuvermählten an und bemerkte, daß die Dame wesentlich älter war als der junge Gatte. Höflich aber laut und vernehmlich sagte sie zu der jungen

Frau: „Wollen Sie bitte die Güte haben und Ihrem Sohne sagen, daß er seine Füße von meinem Sitzpolster entferne.“

Wie sie herunterkommen. Bei einem Wettfliegen macht eine junge Dame unter Führung eines Mechanikers die Runde durch alle Hangars. Sie verstand absolut nichts von Aviatik und frägt ihren Begleiter die törichtesten Dinge. Sie setzt allen Fragen die Krone auf mit der Bemerkung: „Was passiert eigentlich, wenn Sie in den Lüften schweben und Ihre Maschine bleibt plötzlich stehen? Können Sie da herunter kommen?“ — Ganz ernsthaft entgegnet der Gefragte: „Das ist ja gerade die Sache . . . in Frankreich sind drei Aeroplanisten derzeit in der Luft, deren Maschinen stehen geblieben sind . . . Wir wissen nicht, wie wir sie herunterkriegen können und die drei werden da oben verhungern müssen.“

Deutlich. Schwiegermutter (auf Besuch beim Schwiegersohn): „Nun, wie gefällt Ihnen mein neues Kleid, lieber Schwiegersohn?“ — — „Im — ganz nett; aber entschieden besser steht Ihnen das — Reisekleid!“

Oweh. Bräutigam: „Nun, wie gefällt deiner Schwester der Ring, den ich ihr geschenkt habe?“ Knabe: „Ganz gut, bloß 'n bißchen eng ist er . . . Wenn der andere kommt, kriegt sie ihn immer schwer herunter.“

Beim Heiratsvermittler. „Was? Den Vater der Dame muß ich auch zu mir nehmen, wenn ich heirate?“ — „Ja, aber das kann nur Ihr Nutzen sein . . . der kann wenigstens kochen!“

Unter Schauspielern. „Ich habe den Herrn Direktor für den heutigen Abend um einen Zuschuß gebeten; denn in allen fünf Akten soll ich auftreten und in jedem muß ich rauchen!“ — „Und hat er Ihnen etwas gegeben?“ — „Eine Zigarre und fünf Zündhölzchen!“

Glossen. Eine ungarische Zeitung veröffentlicht folgende Aphorismen:

Manche Frauen werden emanzipiert, wenn sie sich nach Freiheit sehnen oder nach Sklaverei.

Die Mädchen lesen im Buche der Liebe, die Männer blättern darin.

Die Frauen nehmen gewöhnlich Abschied, um noch bleiben zu können.

Unter hundert Ratschlägen befolgt eine Frau jenen, den man ihr nicht gegeben.

So unbedeutend ist kein Kompliment, daß es eine Frau ihrer Rivalin gönnen würde.

In jeder Frau steckt ein dramatisches Talent, das sie befähigt, ihrem Mann Szenen zu machen.

Eine Heldin ist jene Frau, die gesteht, daß sie — unrecht hat.

Man soll die Frauen nehmen, wie sie sich — verstellen.

Rätsel haben nur die Männer aus den Frauen gemacht.

Manche Ehe ist ein ewiger Kampf — um die Frieden.

Wenn eine Frau in den Spiegel sieht, fühlt sie neben sich auch die — Rivalin.

Die Mitgift kann zur Scheidemünze der Ehe werden.

Eine kokette Frau will geliebt sein, eine gemütvollere auch verstanden werden.

Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands.

(Nach der Zusammenstellung der Dresdener Bank.)

I.

Wir erwähnten schon neulich in unserem Nachrichtenenteil, daß die Dresdener Bank aus Anlaß ihres 40 jährigen Bestehens eine Festschrift unter dem Titel „Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands“ veröffentlicht hat, die uns von der Deutsch-Südamerikanischen Bank lebenswürdigst überreicht wurde. Diese Schrift ist die eindruckvollste Propaganda für Deutschland, die man sich denken kann. Wir versprachen neulich unseren Lesern, ihnen den Hauptinhalt der Arbeit zugänglich zu machen und kommen nunmehr diesem Versprechen nach. Gewiß wird das wertvolle Material zur Widerlegung irriger Anschauungen, das diese Zahlen bieten, vielen willkommen sein, zumal ja diejenigen Länder ständig zum Vergleich herangezogen werden, vor denen der Luso-brasilianer eine unbegrenzte Hochachtung zu haben pflegt: England und Frankreich.

Die starke Bevölkerungszunahme Deutschlands beruht lediglich auf dem Geburtenüberschuß, nicht auf Einwanderung. Dieser Geburtenüberschuß ist größer als der aller anderen Staaten mit ähnlicher industrieller Entwicklung. Im Rückgang der Sterblichkeit zeigen sich die Erfolge der Hygiene und der ärztlichen Wissenschaft. Neben der in wenigen Jahrzehnten zur Weltstadt entwickelten Reichshauptstadt Berlin sind 47 andere Großstädte mit mehr als 100.000 Einwohnern, davon 15 mit mehr als 250.000 Einwohnern, über das ganze Reich verteilt. Industrie und Bergbau bilden neben einer starken Landwirtschaft die Grundlage der deutschen Volkswirtschaft.

Das Areal des Deutschen Reiches beträgt 540.858 qkm, das Großbritanniens und Irlands 313.607 qkm, das Frankreichs 536.463 qkm. Die Bevölkerung betrug im Jahre 1910 in Deutschland 64.926.000, in Großbritannien und Irland 44.902.000, in Frankreich 39.600.000 Einwohner. Das macht seit 1875 eine Zunahme von 52 bzw. 37 bzw. 8 Prozent aus. Berlin hatte 1910 3.700.000 Einwohner, London 4.523.000, Paris 2.822.000. Der Geburtenüberschuß betrug in Deutschland 1910 13,6 pro Mille, in England 11 pro Mille, in Frankreich 1,8 pro Mille, die Sterblichkeit war 16,2 bzw. 13,9 bzw. 17,9 pro Mille. In Deutschland hat sie sich seit 1880 um 33,3 Prozent verringert, in England um 28,4 Prozent, in Frankreich um 21,8 Prozent. Von der deutschen Gesamtbevölkerung waren 1907 tätig in der Landwirtschaft 28,6 Prozent, in Industrie und Bergbau 42,8 Prozent, in Handel und Verkehr 13,4 Prozent und in sonstigen Berufen 15,2 Prozent.

Die Staatswirtschaft hat sich in Deutschland größere Aufgaben gestellt als in anderen Ländern. Nicht nur Post, Telegraph und Telephon sind Reichs- bzw. Staatsmonopol, sondern vor allem sind rund 95 Prozent aller vollspurigen Eisenbahnen Staatsbesitz und in Staatsverwaltung. Ferner befinden sich namentlich große landwirtschaftliche Domänen, Forsten und Bergwerke im staatlichen Besitz und Betrieb. Andererseits erstrecken sich die Staatsausgaben nicht nur auf Landesverteidigung und Verwaltung, Unterricht und Gesundheitswesen usw., sondern auch auf Arbeiterversicherung, landwirtschaftliche Meliorationen und andere soziale und volkswirtschaftliche Zwecke. Die Staatsschulden sind pro Kopf geringer als in den großen europäischen Nachbarländern, und es stehen den Staatsschulden nicht nur die ganze Steuerkraft einer wirtschaftlich tüchtigen Bevölkerung, sondern auch große staatliche Erwerbsanlagen gegenüber. Die

preußischen Staatsschulden z. B. werden allein durch das Anlagekapital der preußischen Eisenbahnen und der AnleiheDienst durch die Eisenbahneinnahmen wesentlich übertroffen.

Die Staatseinnahmen betragen 1881 in Deutschland (Reich und Bundesstaaten) 2860,4 Millionen Mark und 1911 8534,0 Millionen Mark, in England 1881 1714,4 und 1911 4166,6 Millionen Mark, in Frankreich 1881 3028,4 und 1911 3555,8 Millionen Mark. Die Staatsschulden betragen 1911 in Deutschland (Reich und Bundesstaaten) 20.572 Millionen Mark (316,7 Mark pro Kopf), in England 14.955 Millionen (330,3 Mark pro Kopf), in Frankreich 26.031 Millionen (666,1 Mark pro Kopf). Das Anlagekapital der preußischen Staatsbahnen stand 1911 mit 11,050 Millionen einer Staatsschuld von 9531,7 Millionen gegenüber. Der AnleiheDienst erforderte in Preußen 393,5 Millionen gegenüber 520,9 Millionen Eisenbahneinnahmen, 123,9 Millionen sonstiger Erwerbseinnahmen und 472,6 Millionen Steuereinnahmen.

Die Friedenssicherung seiner Volkswirtschaft hat Deutschland unter einen starken Schutz gestellt. Die Aufwendungen hierfür sind erheblich, betragen aber pro Kopf der Bevölkerung doch weniger als bei den europäischen Nachbarländern. Die Friedenspräsenzstärke des Heeres betrug 1912 in Deutschland 656.144 Mann, in England 186.400 Mann, in Frankreich 563.596 Mann und in den Vereinigten Staaten 91.783 Mann. Das Kriegsschiff-Deplazement betrug in Deutschland 1.175.400 Tonnen, in England 2.651.000 Tonnen, in Frankreich 851.700 Tonnen und in den Vereinigten Staaten 944.400 Tonnen. Die militärischen Ausgaben bezifferten sich in selben Jahre in Deutschland auf 1409,8 Millionen (21,17 Mark pro Kopf der Bevölkerung), in England auf 1467,7 Millionen (32,18 Mark pro Kopf), in Frankreich 1075,0 Millionen (27,08 Mark pro Kopf) und in den Vereinigten Staaten 1181,6 Millionen (12,41 Mark pro Kopf).

Die letzten Jahrzehnte haben Deutschland eine sehr beträchtliche Steigerung des Volksvermögens gebracht. Der jährliche Vermögenszuwachs wird auf $\frac{1}{4}$ Milliarden Mark geschätzt. 9 Prozent der Vermögenszinsen in Preußen (das an Bevölkerung und Wohlstand 60 Prozent von Deutschland darstellt) versteuern Vermögen von über 100.000 Mark. Das steuerpflichtige Mindesteinkommen in Preußen wurde noch vor 20 Jahren nur von 30 Prozent, jetzt aber von 60 Prozent der Bevölkerung erreicht. Die Arbeiterlöhne sind stark gestiegen. Die Sparkasseneinlagen haben sich in den letzten 35 Jahren verzehnfacht. Der Vermögens- und Einkommensentwicklung entspricht ein zunehmender Konsum aller Verbrauchsgüter und ein reicher Goldumlauf.

Das Volksvermögen beträgt in Deutschland 270 Milliarden Mark, in Großbritannien 260—300 Milliarden, in Frankreich 170 Milliarden und in den Vereinigten Staaten 450 Milliarden. In Preußen versteuerten 1911 Vermögen von 6000 bis 20.000 Mark 54,6 Prozent der Vermögenssteuer-Pflichtigen, von 20.000 bis 100.000 Mark 36,4 Prozent, von 100.000 bis 1.000.000 Mark 8,5 Prozent und über 1 Million Mark 0,5 Prozent. Die Arbeitslöhne der Steinkohlen-Bergarbeiter sind von 3,98 Mark im Jahre 1890 auf 5,37 Mark im Jahre 1910 gestiegen, der Arbeiter bei Krupp in Essen von 3,19 Mark im Jahre 1880 auf 5,35 Mark im Jahre 1906, der Maurer und Zimmerer in Berlin von 3,00 Mark im Jahre 1882 auf 6,75 Mark im Jahre 1908 usw.

1910 existierten in Deutschland 21.534.000 Sparkassenbücher mit 16.780,5 Millionen Mark Einlagen, oder im Durchschnitt 258,50 Mark pro Kopf der Be-

völkerung. (Ende 1912 waren die Spareinlagen, wie wir dem Jahresbericht der Deutschen Bank entnehmen, auf über 18 Milliarden gestiegen, dreimal soviel als die Kapitalien, Reserven, Depositen usw. sämtlicher deutschen Banken betragen.) In England gab es 13.209.000 Sparkassenbücher mit 4422,3 Millionen Mark Einlagen oder 98,25 Mark pro Kopf, in Frankreich 14.069.000 Sparbücher mit 4514,5 Millionen Mark Einlagen oder 114,00 Mark pro Kopf und in den Vereinigten Staaten 9.143.000 Sparbücher mit 17.096 Millionen Mark Einlagen oder 185,47 Mk. pro Kopf der Bevölkerung. Der Konsum in Deutschland stieg seit 1879 pro Kopf um 23,9 Prozent bei Brotgetreide, um 80 Prozent bei Kartoffeln, um 46,9 Prozent bei Fleisch, um 188,5 Prozent bei Zucker, um 44 Prozent bei Kaffee, Kakao und Tee, um 300 Prozent bei Südfrüchten und um 66 Prozent bei Salz.

Der Goldumlauf beträgt in Deutschland 4300 Millionen Mark oder 66 Mark pro Kopf, in England 2370 Millionen Mark oder 52 Mark pro Kopf, und in Frankreich 3890 Millionen Mark oder 99 Mark pro Kopf.

Landwirtschaftlich ist Deutschland ein Bauernland. Fast vier Fünftel der Gesamtfläche sind bäuerliche Betriebe unter 100 Hektar. Die Vermehrung der bäuerlichen Betriebe durch die Parzellierung größerer Güter schreitet fort. Charakteristisch für Deutschland ist die starke Waldwirtschaft, die namentlich in Berggegenden betrieben wird. Seit Jahrhunderten ist in Deutschland kein Waldgebiet vernichtet, dagegen ist manches Stück vorher unproduktiven Landes aufgeforstet worden. Rund 50 Prozent aller Waldungen sind in staatlichem oder kommunalem Besitz. Der gesamte deutsche Wald repräsentiert einen Wert von annähernd 10 Milliarden Mark und verzinst sich mit 3,5 Prozent. Die Ernteerträge zeigen, daß Deutschland trotz seiner großen industriellen Entwicklung noch immer zu den Hauptagrarländern gehört, dank der außerordentlich gesteigerten Intensität der landwirtschaftlichen Betriebsweise. In letzter Beziehung steht Deutschland an der Spitze aller Agrarländer, ein Resultat, welches um so bemerkenswerter ist, als die Qualität des Grundes und Bodens in Deutschland hinter anderen Agrarländern vielfach zurücksteht. Die günstigen Ernteerträge sind zurückzuführen auf die Verbreitung wissenschaftlicher Betriebsmethoden, auf die ständige Ausbreitung des landwirtschaftlichen Unterrichts sowie auf die gesteigerte Anwendung von künstlichen Düngemitteln. Verbraucht doch Deutschland allein an Kali ebensoviel wie alle anderen Länder der Welt zusammen. Eine Schätzung des Wertes der ländlichen Produktion ergibt allein für die drei Produkte Brotgetreide, Vieh und Milch eine Summe von nahezu 10 Milliarden Mark jährlich. Der bäuerliche Charakter der deutschen Landwirtschaft wird auch belegt durch das ländliche Genossenschaftswesen, in welchem rund 2,5 Millionen Landwirte organisiert sind. Dem bäuerlichen Charakter entspricht ferner die starke Viehhaltung, insbesondere in Schweinen. Besondere Erwähnung verdient der Anbau von Zuckerrüben, worin Deutschland an der Spitze aller Länder steht.

Von der Gesamtfläche entfallen auf Acker- und Weidland in Deutschland 48,8 Prozent, in England 24,2 Prozent, in Frankreich 59,4 Prozent, auf Wiesen- und Weideland in Deutschland 16 Prozent, in England 53,6 Prozent, in Frankreich 10,5 Prozent, auf Waldungen in Deutschland 25,9 Prozent, in England 4 Prozent, in Frankreich 15,8 Prozent, auf unproduktiven Boden in Deutschland nur 9,3 Prozent, dagegen in England 18,2 Prozent und in Frankreich 14,3 Prozent. Im Jahre 1912 produzierte Deutschland Brotgetreide im Werte von 2.800 Mil-

lionen Mark, Vieh im Werte von 4.000 Millionen Mark und Milch im Werte von 2.750 Millionen Mark. Uebrigens beachtenswert ist der Vergleich der Ernteerträge Deutschlands mit denen anderer Hauptagrarländer. An Weizen und Roggen erntete im Jahre 1911 Deutschland 14.932.400 Tonnen, Frankreich 10.381.600 Tonnen, Oesterreich-Ungarn 10.698.700 Tonnen, die Vereinigten Staaten 17.551.500 Tonnen, Rußland 31.020.500 Tonnen, Kanada 5.958.500 Tonnen und Argentinien nur 3.565.000 Tonnen; an Gerste und Hafer Deutschland 10.864.000 Tonnen, Frankreich 6.193.700, Oesterreich-Ungarn 6.926.200, Rußland 20.305.300, die Vereinigten Staaten 16.876.200, Kanada 6.338.300 und Argentinien nur 529.600 Tonnen; an Kartoffeln Deutschland . . . 34.374.000 Tonnen, Frankreich 11.257.900, Oesterreich-Ungarn 16.652.100, Rußland 31.107.200, die Vereinigten Staaten 7.967.100 und Kanada 1.796.800 Tonnen. (Die argentinische Kartoffelproduktion kommt überhaupt nicht in Frage). Bezüglich der Kartoffelproduktion steht Deutschland also an erster Stelle, und in der Produktion von Weizen und Roggen bzw. Gerste rangiert es gleich hinter den unendlich größeren Agrarländern Rußland und Vereinigte Staaten. Noch beachtenswerter ist der Umstand, daß in Deutschland der Ernteertrag all dieser Produkte pro Hektar größer war als in irgend einem anderen Hauptagrarlande: Weizen in Deutschland 20,6 Doppelzentner, in Ungarn und Kanada 14, in Frankreich 13,8, in Oesterreich 13,2, in den Vereinigten Staaten 8,4, in Argentinien 6,1 und in Rußland 4,7 Doppelzentner; Roggen in Deutschland 17,7 Doppelzentner, in Frankreich 14,3, in Oesterreich 13,1, in Kanada 11,7, in Ungarn 11,6 in den Vereinigten Staaten 9,8, in Rußland 6,6 Doppelzentner; Gerste in Deutschland 19,9 Doppelzentner, in Kanada 15,2, in Rußland nur 7,7 Doppelzentner; Hafer in Deutschland 17,8, in Kanada 14,7, in Argentinien 9,2, in Rußland nur 6,7 Doppelzentner; endlich Kartoffeln in Deutschland 103,5, in Kanada 96,7, in den Vereinigten Staaten nur 54,4 Doppelzentner. Schlagender läßt sich die Intensität der deutschen Landwirtschaft und dem Wert des wissenschaftlichen Betriebes nicht erweisen. Ein Beispiel, das in Brasilien zur Nacheiferung anfeuern sollte! Daß man auch in Deutschland gelernt hat, ergibt sich aus der Zunahme der Erträge pro Hektar von 1881 bis 1910: bei Weizen 57 Prozent, bei Roggen 73,5 Prozent, bei Gerste 51,9 Prozent, bei Hafer 80,7 Prozent und bei Kartoffeln 61,4 Prozent.

1880 verbrauchte Deutschland bei einem Weltkonsum von 230.000 Tonnen Chilisalpeter 55.000 Tonnen, 1910 bei 2.274.000 Tonnen Weltkonsum aber 750.000 Tonnen. Während der Weltkonsum also um 888 Prozent stieg, stieg der deutsche Konsum um 1.263 Prozent. An Kali verbrauchte pro Quadratmeter Anbaufläche Deutschland 1.204,8 kg, England 202,6 kg, Frankreich 80,6 kg, die Vereinigten Staaten 141,6 kg. Die Zahl der landwirtschaftlichen Genossenschaften stieg von 3.006 im Jahre 1890 um 722,5 Prozent auf 24.724 im Jahre 1911. Auch die Viehhaltung ergibt ein ganz anderes Bild, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. An Pferden hatte Deutschland im Jahre 1907 4.345.000 Stück, England im Jahre 1911 1.627.000 Stück, Frankreich im Jahre 1910 3.198.000 Stück, an Rindvieh in den gleichen Jahren Deutschland 20.631.000, England 7.114.000, Frankreich 14.532.000 Stück, an Schweinen Deutschland 22.147.000, England 2.822.000, Frankreich 6.900.000 Stück. Nur in der Schafzucht, die sich bekanntlich mit intensivem Landwirtschaftsbetriebe nicht verträgt, waren die beiden Vergleichsländer überlegen in Deutschland zählte



man 7.704.000, in England 26.495.000 und in Frankreich 17.111.000 Stück. Während die Haltung von Pferden, Rindvieh und Schweine seit 1873 in Deutschland um 1.000.000 bzw. 5 Millionen bzw. 15 Millionen Stück zunahm, ist die Schafzucht um 17 Millionen Stück zurückgegangen, eben weil die Landwirtschaft intensiver gestaltet wurde. Die Maschinenbenutzung in der Landwirtschaft stieg von 391.746 Stück im Jahre 1882 um 282 Prozent auf 1.497.975 Stück im Jahre 1907.

Was schließlich die Produktion von Rübenzucker anbelangt, so betrug sie 1910/11 in Deutschland 2.330.900 Tonnen, in Rußland 1.893.400 Tonnen, in Oesterreich-Ungarn 1.370.500 Tonnen, in Frankreich 650.000 Tonnen und in den Vereinigten Staaten 464.300 Tonnen. Der Ernteertrag pro Hektar stieg in Deutschland von 1871 bis 1910 von 204 Doppelzentner auf 330 Doppelzentner, die verarbeitete Rübenmenge von 2.050.900 Tonnen auf 15.749.000 Tonnen. Gleichzeitig sank die für 1 kg Rohzucker nötige Rübenmenge von 12,07 kg auf 6,08 kg.

Die materielle Grundlage der deutschen Industrie bilden Kohle und Eisen, die beide in großen Mengen im eigenen Land vorhanden sind. Hinsichtlich der Lebensdauer seiner Steinkohlenlager steht Deutschland nach den Schätzungen an erster Stelle. Aber auch seine Erzvorräte sind beträchtlich, wenn das mit Deutschland in Zollunion verbundene Luxemburg hinzugerechnet wird. Eine besonders starke Zunahme hat die Kaliproduktion erfahren. Eine starke Position zeigt die Eisenindustrie. Die deutsche Koksproduktion macht rund ein Viertel der Weltproduktion aus, die Roheisen- und Stahlproduktion nicht ganz ein Viertel. Infolge der raschen Entwicklung der Elektrizitätsindustrie ist der Kupferverbrauch Deutschlands im letzten Jahrzehnt weit stärker gestiegen als in den übrigen Industrieländern. Indessen hat die rasche Ausbreitung des elektrischen Lichtes der gleichzeitigen starken Ausdehnung der Gasbeleuchtung keinen Abbruch tun können. Wie in der Gasindustrie, so ist auch bei der Kokserzeugung die Ausbeutung der Nebenprodukte zu einer umfangreichen Industrie entwickelt, wie denn überhaupt die chemische Industrie Deutschlands die fortgeschrittenste ist. Statistiken über den Umfang der Produktion sind nur in wenigen Fällen vorhanden. Doch gibt der Umstand, daß 1911 in Deutschland 4680 Aktiengesellschaften mit einem eingezahlten Kapital von 14.228 Millionen Mark, mit 3255 Millionen Mark (gleich 23 Prozent des Kapitals) Reserven, die eine Durchschnittsdividende von 9,09 Prozent zahlten, ein ungefähres Bild von der Fundierung und der Rentabilität, deren sich die deutsche Industrie erfreut.

Im Jahre 1907 wurden beschäftigt im Bekleidungs-gewerbe 1.303.83 Personen, in der Textilindustrie 1.088.280, im Baugewerbe 1.563.594, in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie 1.239.945, in der Maschinenindustrie 1.120.282, in der Metallverarbeitung 937.020, im Bergbau 860.903, in der Industrie der Steine und Erden 770.563, in der Holzindustrie 771.059, in der chemischen Industrie 265.451, im Reinigungsgewerbe 254.995, in der Druckerei und künstlerischen Gewerben 239.030, in der Papierindustrie 230.925 und in der Lederindustrie 206.973 Personen. Die Lebensdauer der deutschen Steinkohlenlager wird auf über 1000 Jahre geschätzt, der englischen auf 300 und der französischen auf 500 Jahre. Die aufgeschlossenen Erzvorräte Deutschlands und Luxemburgs betragen 3878 Millionen Tonnen, die Englands 1300 Millionen Tonnen, die Frankreichs 3300 Millionen Tonnen. Deutschlands Anteil an den Erzvorräten Europas beträgt 32,2 Prozent, an denen der Welt 17,3 Prozent. Im Jahre 1871 förderte

Deutschland an Bergbauprodukten für 314,2 Millionen Mark, 1910 aber für 2008,7 Millionen Mark. Die Stein- und Braunkohlenproduktion stieg in Deutschland von 73.675.000 Tonnen im Jahre 1885 auf . . . 222.375.000 Tonnen im Jahre 1910, oder um 201,8 Prozent, in England von 161.909.000 Tonnen auf 268.677.000 Tonnen, oder um 65,9 Prozent, in Frankreich von 19.511.000 Tonnen auf 38.350.000 Tonnen, oder um 96,6 Prozent. An Koks produzierte Deutschland im Jahre 1910 23.600.000 Tonnen, England 19.642.000 Tonnen, Frankreich 23.600.000 Tonnen, an Roheisen Deutschland 14.794.000 Tonnen, England 10.173.000 Tonnen, Frankreich 4.038.000 Tonnen, an Stahl Deutschland 13.699.000, England 6.477.000 und Frankreich 3.413.000 Tonnen. Von der Weltproduktion an Stein- und Braunkohlen entfielen auf Deutschland 19,3 Prozent, an Koks 24,3 Prozent, an Roheisen 22,1 Prozent und an Stahl 22,75 Prozent. Wir glauben, daß diese Zahlen für sich sprechen, ebenso wie die Tatsache, daß 23,5 Prozent des gesamten Kupferverbrauchs der Welt auf Deutschland mit seiner gewaltigen Elektrizitätsindustrie entfallen.

In der Baumwollindustrie steht Deutschland allerdings hinter England zurück. Aber um wieviel leistungsfähiger in technischer Hinsicht die deutsche Industrie ist, ergibt sich aus dem Umstande, daß in Deutschland 10.598.752 Baumwollspindeln 1.685.192 Ballen Baumwolle verarbeiteten, während in England 55.164.794 Spindeln nur 3.384.480 Ballen bewältigten. (Bei gleicher Leistungsfähigkeit hätten es in England rund 9 Millionen Ballen sein müssen!) Die Zahl der deutschen Brauereien betrug 1911 12.009 mit einer Produktion von 65.089.000 Hektoliter gegen 4226 englische mit 58.813.000 Hektolitern, 3263 französische mit 17.942.000 Hektolitern und 1240 österreichische mit 25.571.000 Hektolitern. Die deutsche Tabakindustrie produzierte 1911 9382 Millionen Zigaretten und 8000 Millionen Zigarren. Die deutsche Zementproduktion stieg von 408.000.000 kg im Jahre 1877 auf 6.000.000.000 kg im Jahre 1911. Im Jahre 1901 gab es in Deutschland 12 reine Automobilfabriken mit 1773 Personen und einer Produktion von 5,7 Millionen Mark, 1910 aber 56 Fabriken mit 20.311 Personen und 109,5 Millionen Mark Produktion.

Im Welthandel steht Deutschland lediglich Großbritannien nach. Der Hauptanteil des Außenhandels entfällt auf die Industrie. Die industriellen Rohstoffe machen mehr als die Hälfte der Einfuhr aus, Industriefabrikate zwei Drittel der Ausfuhr. Aber nicht nur für die Rohstoff-, sondern auch für die Fabrikat-Exportländer gehört Deutschland zu den besten Käufern, insbesondere ist es der beste Abnehmer Englands. Der Steigerung des Außenhandels entspricht Deutschlands Anteil am Seeverkehr. So hat sich z. B. der deutsche Anteil an der den Suezkanal passierenden Schiffstonnage in den letzten 30 Jahren versechsfacht. Im Verkehr der Welt-Seehäfen marschiert Deutschlands größter Hafen Hamburg mit an der Spitze, während Rotterdam und Antwerpen einen großen Teil ihres Aufschwunges ebenfalls dem deutschen Hinterlande verdanken.

Im Jahre 1891 importierte Deutschland Waren im Werte von 4150,8 Millionen Mark, England für 7631,9 Millionen, Frankreich für 3861,9 Millionen und Nordamerika für 3589,0 Millionen. Der Export Deutschlands wertete 3175,5 Millionen, Englands 5051,0 Millionen, Frankreichs 2891,5 Millionen und Nordamerikas 3663,5 Millionen. 1911 importierte Deutschland für 9705,7 Millionen, England für 11.778,9 Millionen, Frankreich für 6528,5 Millionen und Nordamerika für 6417,4 Millionen. Der Export Deutschlands betrug 8106,1 Millionen, Englands

9264,0 Millionen, Frankreichs 4937,7 Millionen und Nordamerikas 8456,9 Millionen. In 20 Jahren stieg also der Außenhandel Deutschlands von 7326,3 Millionen auf 17.811,8 Millionen oder um 143,1 Prozent, Englands von 12.682,9 Millionen auf 21.042,9 Millionen, oder um 65,9 Prozent, Frankreichs von 6753,4 auf 11.466,2 Millionen, oder um 105,1 Prozent, Nordamerikas von 7252,5 auf 14.874,3 Millionen, oder um 69,8 Prozent (die Prozente schließen den Edelmetallverkehr mit ein).

Die Handelsmarine Deutschlands hatte 1911 2.888.200 Registertonnen oder 10,1 Prozent der Weltmarine, Großbritanniens 12.240.700 Tonnen oder 43 Prozent, Frankreichs 1.325.100 Tonnen oder 4,6 Prozent. Den Hamburger Hafen verließen im Jahre 1910 Schiffe mit 11.633.000 Registertonnen, den Londoner mit 11.337.000, den Marseiller mit 8.186.000 Tonnen.

Aus aller Welt.

Reinharts „Theater der Fünftausend.“ Max Reinhart hat den Zirkus Schumann in Berlin käuflich erworben. Der Zirkus soll bis zum Herbst umgebaut werden und dann jenes „Theater der Fünftausend“ sein, das sich Reinhart seit Jahren ersehnt, aber bisher nicht erreichen konnte. Der Vertrag zwischen Reinhart und dem Zirkusbesitzer Schumann ist perfekt. Es steht nur noch die Genehmigung der Baupolizei zum Umbau des Zirkus in ein Theater aus, an der aber nicht zu zweifeln ist. Die Pläne für den Zirkusumbau sind bei der Baupolizei bereits eingereicht und, und die Entscheidung der Behörden ist täglich zu erwarten. Aller Voraussicht nach wird Reinhart in der Lage sein, im Herbst sein „Theater der Fünftausend“ einzuweihen. Direktor Schumann hat vorläufig wenigstens nicht die Absicht, an Stelle des verkauften einen neuen Zirkus in Berlin zu bauen.

Das Erbe König Leopolds. In dem Erbschaftsprozesse der Prinzessinnen Luise und Stephanie von Belgien wurde vom Appellgericht das Urteil gefällt. Die Berufung der Prinzessinnen wurde als unbegründet abgewiesen und das Urteil erster Instanz bestätigt mit Ausnahme der Bestimmungen bezüglich der Stiftung Niederfullbach, die als in Belgien nicht zu Recht bestehend angesehen werden soll. Die beiden Berufungswerberinnen wurden zur Tragung der Prozeßkosten verurteilt.

Die letzte Krankenpflegerin des Krimkrieges. Die letzte Hellerin der berühmten edlen Florence Nightingale, die letzte Krankenpflegerin des Krimkrieges, Emma Fagg, verschied am Charfreitag im Alter von 80 Jahren im Armenhause von Münster, wo sie die letzten 27 Jahre zugebracht hatte. Solange Florence Nightingale lebte, erhielt sie von ihr eine kleine Pension. Später übernahm ein Ausschuß von Damen unter Lady Baneroff die Ehrenpflicht. Die Verstorbene war bis zuletzt rüstig und klaren Verstandes und beklagte sich nie über ihr Los.

Der Kampf um Skutari. Die „Albanesische Korr.“ erhält aus Antivari folgenden Bericht über den letzten Sturm auf Skutari: „Der letzte Sturm wurde auf der ganzen Linie von Skutari geführt, er dauerte drei Tage und war von einer furchtbaren Heftigkeit. Die vereinigten Serben und Montenegriener unterhielten fast ununterbrochen ein furchtbares Artilleriefeuer, das sich diesmal ausschließlich gegen die Stellungen der Skutariner Truppen richtete, und gingen wiederholt im Sturm vor. Mehrere Male gelang es einzehnen Detachements, vorzudringen,

aber alsbald wurden sie von der heldenmütig kämpfenden Besatzung blutig zurückgeschlagen. Das Resultat der dreitägigen Schlacht war, daß die Belagerer bis vor den Tarabosch zurückgeworfen wurden. Der Tarabosch, der der Schlüssel von Skutari ist, befindet sich im Besitze der Skutariner Verteidiger. Der Kampf war ungeheuer blutig. Drei montenegrinische Battaillone — eines aus Cetinje und zwei aus der Umgebung von Virpazar — wurden am Tarabosch vollständig niedergemetzelt. Hier hatten die Montenegriener 2700 Mann zu beklagen. Bei Brdica ging es ebenso heiß her. Hier fochten die Serben, denen reguläre Truppen und Malissorenfreiwillige gegenüberstanden. Die Verteidiger von Brdica schlugen die an Zahl weit überlegenen serbischen Truppen mit einem Verluste von 4000 Mann an Toten und Verwundeten zurück. Nicht besser erging es den Montenegrienern am Bardagiol, wo sie mit einem Verluste von 1500 Mann an Toten und Verwundeten zurückgeworfen wurden. Die Besatzung von Skutari kämpft mit ungeheurer Begeisterung, was man dem Unstand zuschreibt, daß neun Zehntel der Truppen Albanesen sind, die für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpfen. In montenegrinischen Lager hatte man den Fall Skutaris bestimmt erhofft. Vor dem letzten Sturmangriff hatte König Nikolaus für Skutari einen Bürgermeister und andere Lokalfunktionäre ernannt. Auch Schilder für die Amtsgebäude in montenegrinischer Sprache befinden sich bereits im Lager. Der König hat verschiedenen Offizieren Häuser in Skutari versprochen, um sie anzuspornen.

Die Opfer der Alpen. 1117 Personen sind nach einer vor kurzem erschienenen Statistik, im Laufe der letzten zwölf Jahre als Opfer der Alpen gefallen. Die Zahl dieser Unglücklichen, die 1911 132 und 1910 128 betrug, belief sich 1912 nur auf 95, 6 von diesen waren Frauen und von der Gesamtzahl starben 36 in den deutschen Alpen, 26 in den Gebirgen der Umgebung von Wien, 29 in Tirol, 4 im Schweizer und französischen Alpengebiet. 53 Personen stürzten in Abgründe, 13 wurden durch Lawinen verschüttet, 8 erfroren. Wie stets, muß auch im Jahre 1912 der größte Teil der Unglücksfälle dem Leichtsinne und der Unklugheit zugeschrieben werden, mit denen schwierige Touren unternommen wurden.

Die Eisenbahnkatastrophe in Kroatien. Aus Fiume wird gemeldet: Nunmehr wird auch amtlicherseits zugegeben, daß der Katastrophe acht Menschenleben zum Opfer fielen: Zwei Lokomotivführer, zwei Heizer, ein Zugsführer und drei Bremsen. Der Kondukteur Gypus, den man für tot gehalten hatte, kam wieder zum Bewußtsein. Seine Verletzungen sind jedoch so schwerer Natur, daß die Ärzte nur wenig Hoffnung hegen, ihn am Leben zu erhalten. Bei dem Zusammenstoße wurden 15 Waggons und die Lokomotive des Lastzuges, ferner die Lokomotive, der Kondukteur- und der Schlafwagen des Schnellzuges vollständig zerstört. 26 Personen, die mit dem verunglückten Zuge abgereist waren, setzten die Fahrt nach Fiume nicht fort, sondern kehrten nach Budapest zurück. Mehrere von diesen Personen haben Nervenchocks erlitten. Die Zurückgekehrten erzählen furchtbare Details über die Katastrophe und erklären, daß von den Schlafwagenpassagieren des Unglückszuges kein einziger unverletzt geblieben sei. Die Bahnstrecke war in der Ausdehnung von ungefähr einem Kilometer eine einzige Trümmerstätte.

Ein Blitz-Koch. In Paris wurde in der Kochkunst-Ausstellung im Luna-Park ein Wettbewerb im Kochen veranstaltet. Der Anfang wurde mit einem „Canard à la Bouenaise“ gemacht. Zur ersten Probe hatten sich vierzehn Wettbewerber eingefunden, de-

nen je eine durch Ersticken getötete Ente und das nötige Material, sowie die unentbehrliche Spirituslampe zur Verfügung gestellt wurden. Bereits nach sieben Minuten hatte der erste, ein 24jähriger Koch, nicht nur die Ente vollständig durchgebraten und die scharfe braune Sauce fabriziert, sondern die Ente auch nach allen Regeln der Kunst zerschnitten und auf dem Präsentierteller hergerichtet. Alle seine Mitbewerber brauchten mindestens die doppelte Zeit, ohne jedoch die Qualität seines Bratens im Entferntesten zu erreichen. Die dem Kochkünstler verliehene goldene Denkmünze ist somit redlich verdient.

Die Wetterkatastrophe in Amerika. Der ins amerikanische Ueberschwemmungsgebiet entsandte Korrespondent der „Kölnischen Ztg.“ telegraphierte seinem Blatte aus Columbus, daß der Sachschaden überwältigend groß sei und etwa drei Milliarden Mark im Ohlostaaate allein beträgt, wo das deutsche Element äußerst zahlreich vertreten ist. Dreißig Städte und Dörfer, zahllose Bauerngehöfte sind furchtbar zugerichtet. Die Zustände in Dayton übertreffen an Gräßlichkeit alle Vorstellungen. Der Bahnverkehr ist noch heute schwer durchführbar; wegen der unterwaschenen Geleise und weggeschwemmten Brücken müssen die Züge auf endlosen Umwegen befördert werden. Die Hauptursache der Katastrophe bilden nach Angabe des Gouverneurs Cox ein dreitägiger Wolkenbruch.

Brand in der Leykam-Josefstaler Papierfabrik. In der Papierfabrik der Leykam-Josefstaler Aktiengesellschaft in Gratwein (Graz) ist ein Brand ausgebrochen, dem zwei Lagerräume und 90 bis 100 Waggons fertigen Rollenpapiers sowie einige Holzstöße zum Opfer fielen. Der Brand ist nach dreistündiger Arbeit der Feuerwehr lokalisiert worden. Der Betrieb der Fabrik erleidet keine Unterbrechung. Nach einer oberflächlichen Schätzung dürfte sich der Schaden auf mindestens eine halbe Million Kronen belaufen. Bei den Löscharbeiten trugen mehrere Feuerwehrleute leichte Verletzungen davon. Auch der technische Direktor der Fabrik, der sich lebhaft an den Arbeiten beteiligte, erlitt Brandwunden an den Händen und im Gesicht. Die Ursache des Brandes ist bisher noch nicht festgestellt.

Weibliche Polizeibeamten sind in Finnland schon seit 1907 tätig. Sie werden ebenso hoch bezahlt wie ihre männlichen Kollegen. Ihre Aufgabe ist es in erster Linie, unglücklichen Frauen zu helfen, sie auf den rechten Weg zu leiten, von ausschweifendem Leben zurückzuhalten oder zurückzubringen und wieder an Arbeit und Heim zu fesseln. Ihrer besonderen Obhut unterstehen junge Mädchen, die ohne festen Erwerb vom Lande in die Stadt kommen und hier leicht auf Abwege geraten. Ferner nehmen sie sich aller Frauen an, die sie in Hospitälern und anderen Anstalten unterbringen, sie überweisen vernachlässigte Kinder an Pflegeeltern, Kinderheime. Die Wirksamkeit der weiblichen Polizeibeamten ist sehr befriedigend, so daß die Polizei aller größeren finnischen Städte über weibliche Beamte verfügt.

Entdeckung von Gold- und Eisenerzlager in Indien. Aus Bombay wird berichtet: Enorme Gold- und Eisenerzlager sind in Indien entdeckt worden. Ein geologischer Sachverständiger, der mit der Aufnahme des ausgedehnten Güterkomplexes des verstorbenen Prinzen Mohamed Buktar Schah betraut war, berichtet, daß er große Lager außerordentlich wertvoller Mineralien auf den Gütern entdeckt habe. Seiner Schätzung nach liegen Millionen Tonnen von Eisenerz im Boden, die 50 Prozent Eisen enthalten. Außerdem hat er gold-

haltige Quarzadern entdeckt, deren Untersuchung 130 Unzen Gold pro Tonne ergab. Die Entdeckung wurde dadurch gemacht, daß man auf eine alte Indierin stieß, die seit 15 Jahren von einer bestimmten Stelle, die sie bisher geheim hielt, Gold brachte. Der Sachverständige schenkte ihr einen bunten Schal und einige Rupien, und daraufhin führte sie ihn nach der Stelle, wo die goldartige Quarzader zutage trat.

Ein Riesenhotel auf dem Petersberg. Die Kuppe des Petersberges im Siebengebirge und das aussichtsreiche Plateau werden, wie aus Koblenz gemeldet wird, mit Beginn der Reisezeit ein völlig verändertes Aussehen zeigen. Die alten Gebäude nebst den anstoßenden Waldungen sind angekauft worden, um ein Hotel ersten Ranges mit 500 Betten zu errichten. Daneben sind für das Durchgangspublikum Hallen, Terrassen und geschützte große Räume vorgesehen. Die Zahnradbahn wird bis zur Spitze des Petersberges emporgeführt. Sie wird das Plateau umfahren und somit den Fahrgästen die schönsten Ausblicke auf den Rhein, die Sieben Berge und die fernen Eifelhöhen vom Wagen aus bieten.

Selbstmord mit einem Maschinengewehr. Aus Graz wird telegraphiert: Auf seltsame Art hat sich beim Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 3 der Gefreite Johann Kolpeinig der Maschinengewehr-Abteilung seinem Leben ein Ende bereitet. Er ging vor der Ausrückung um halb 6 Uhr früh in das Magazin der Maschinengewehr-Abteilung, stellte dort eine Maschine zusammen, steckte einen ganzen Gürtel voll Patronen hinein, befestigte einen Strick an der Schießvorrichtung, stellte sich vor die Mündung des Gewehres und dann gab er eine größere Anzahl Schüsse gegen die Brust ab, wobei mehrere Kugeln das Herz durchbohrten. Er war sofort tot. Kolpeinig stand im dritten Dienstjahre und hätte heuer in Urlaub gehen sollen. Er hinterließ ein Schreiben, in dem er angibt, daß verschiedene Gründe es waren, die ihn in den Tod getrieben haben.

Britische Körperkultur. Ueber ein für die Kultur hochbedeutsames Ereignis wird aus London berichtet. Dort wurde zwischen den Boxern Wells und Smith ein Match ausgetragen. Zuerst schlug Wells Smith blutig, aber beim zweiten Gang änderte sich das Bild. Smith gab seinem Gegner solche Stöße gegen den Magen, daß er hinfiel. Als Wells sich wieder aufrichtete, bekam er von Smith einen Schlag unter das Kinn, daß er fünf Minuten besinnungslos dalag. Trotz dieses Schlages wurde der Kampf, nachdem Wells aufgestanden, fortgesetzt. Nochmals schlug Smith ihn zu Boden, wo er neun Minuten liegen blieb. Nochmals begann der Kampf von neuem, bis schließlich Wells ohnmächtig davongetragen werden mußte. Als dieses geschah, brach das Publikum in einen lauten Beifall aus. Zwei Menschen mit den Kräften und dem Verstande eines Ochsen hatten sich gegenseitig blutig gestoßen und deshalb brüllte die ganze Rinderherde.

Eine neue Welthöchstleistung im Höhenflug stellte der Flieger der Blériotwerke Parreyon auf dem Flugfelde zu Buc mit einem Blérioteindecker auf. Das Flugzeug stieg mit unglaublicher Geschwindigkeit in die Höhe. In zwei Minuten waren 1000 Meter, in 15 Minuten 3800 Meter erreicht. Obwohl Parreyon in 5700 Meter Höhe auf heftigen Wind stieß, setzte er doch den Aufstieg weiter fort, bis sein Höhenmesser 6000 Meter Höhe anzeigte. Dann mußte er zum Abstieg schreiten, denn der Sauerstoffapparat ging zur Neige. In zwölf Minuten landete der Flieger wieder glatt auf dem Flugfelde. Bei klarem Wetter vermochte das Publikum den Flieger während des ganzen Fluges zu

beobachten. Die bisherige Welthöchstleistung war von dem Blériotflieger Garros in Tunis mit 5610 Meter aufgestellt worden.

Die Unterschleife beim Bau des römischen Justizpalais. Aus Rom wird gemeldet: Der Bericht über die Enquete wegen der Unterschleife beim Bau des Justizpalais liegt nun vor und hat allgemein peinliches Aufsehen hervorgeufen. Eine ganze Reihe von bisher einflußreichen und angesehenen Deputierten wird jetzt amtlich bloßgestellt darunter der frühere Unterstaatssekretär Pozzi, unter dessen Leitung die unerhörten Betrügereien der Bauunternehmer erfolgten, die mit Hilfe befreundeter Deputierter immer neue Summen von der Regierung herauschlugen. Ferner erscheint als wahrscheinlicher Helfershelfer der Bauunternehmer der Deputierte Staatsrat Brunialti schwer kompromittiert, der als Bannerträger der Irredenta eine große Rolle spielte und als Präsident des Schiedsgerichtes zwischen der Regierung und den Bauunternehmern bedenklich für die Interessen der letzteren eingetreten zu sein scheint. Auch der Deputierte Mosca ist schwer kompromittiert. Charakteristisch ist, daß die Helden dieser Unredlichkeiten seinerzeit die schärfsten Angreifer Nassis waren.

Ein Prozeß der Taubstummen. Vor den Madrider Gerichten wird ein Prozeß verhandelt, bei dem der Gerichtssaal einen ungewöhnlichen Anblick bietet. Es handelt sich zwar um einen einfachen Ehescheidungsprozeß, aber alle Beteiligten, der Ankläger, der Angeklagte und der Mitschuldige sowie sämtliche Zeugen sind taubstumm. Schon die erste „Vernehmung“ brachte eine Fülle von ungewohnten Zwischenfällen, und der Gerichtsschreiber geriet bei der Abfassung seines Protokolls in nicht geringe Verzweiflung, da von der Vernehmung wirklich wenig zu „vernehmen“ war. In aller Eile ließ das Gericht eine Anzahl Lehrer von der Taubstummenanstalt kommen, die dann als Dolmetscher fungierten und die Gebärdensprache der Prozeßbeteiligten übersetzten. Dabei kam es zu einer Aussage, die fast tragikomisch anmuten mußte, wenn man die heftigen und seltsamen Gesten beobachtete, mit denen die Taubstummen ihre Redekämpfe vor Gericht auszutragen suchten. Als man die Angeklagte fragte, wodurch sie dazu gekommen sei, ihrem Manne die Treue zu brechen, erklärte sie zur begreiflichen Verblüffung aller Anwesenden mit Hilfe des Dolmetschers, daß sie schließlich der „unwiderstehlichen Beredsamkeit“ ihres taubstummen Liebhabers erlegen sei, und daß seine „bezaubernde poetische Sprechweise“ sie vollkommen fasziniert habe. Also auch die Gebärdensprache der Taubstummen unterliegt der inspirierenden Kraft der Liebe und ist schwungvoller, hinreißender Redewendungen und kühner, phantasievoller, poetischer Gleichnisse fähig.

Die deutschen Verlagsbuchhändler gegen die Verfilmung von Romanen. Eine Reihe von deutschen Verlagsbuchhändlern wird gegen die Verfilmung von Romanen Schutzmaßnahmen ergreifen. Da die Verleger der Ansicht sind, daß der Absatz eines Romans beträchtlich darunter leidet, wenn sein Inhalt auf der Leinwand erscheint, wollen sie sich in Zukunft durch eine Klausel im Vertrag mit dem Autor vor der Konkurrenz des Kinos schützen. Künftig soll jeder Vertrag mit einem Schriftsteller einen Passus enthalten, durch welchen dem Autor verboten wird, den Roman einem Kino zu überlassen.

Vier Millionen Franken für die griechische Nationalflotte. Auf dem russischen Konsulat in Konstantinopel, welches mit der Vertre-

tung der griechischen Interessen während des Krieges betraut ist, wurde das Testament des in Konstantinopel ansässig gewesen und dort vor kurzem verstorbenen griechischen Kaufmannes Spiridion Sigeridis eröffnet. Die Verlesung der Bestimmungen desselben wirkte als eine außerordentliche Ueberraschung. In der letztwilligen Verfügung fand sich nämlich außer verschiedenen ziemlich grossen Legaten auch ein solches zugunsten des ottomanischen Patriarchates, ferner der griechischen Nationalenschule des Patriarchates und des griechischen Spitals in Konstantinopel ausgeworfen. Sodann aber fand sich die Bestimmung, wonach Sigeridis die Summe von nicht weniger als vier Millionen Franken für die griechische Nationalflotte legierte. Interessant ist, daß Sigeridis zwar von jeher als reicher Kaufmann gegolten, allein bis an seinen Tod nie in der Liste der international bekannten und millionenreichen notablen Griechen figurirt hatte.

Eine schwedische Expedition nach Südamerika. Aus Stockholm wird geschrieben: Freiherr Erland von Nordenskjöld, ein Brudersohn des großen schwedischen Forschers und selber ein erfolgreicher Forschungsreisender, der sich der Erkundung des nördlichen Südamerikas gewidmet hat, wird demnächst eine neue Expedition nach dem Amazonenstrom antreten, die auf zwei Jahre berechnet ist und an der auch die Gattin des Forschers sowie zwei schwedische Diener teilnehmen werden. Nordenskjöld stellt sich in erster Linie zur Aufgabe, einige Indianerstämme im Inneren des Landes zu besuchen und in ethnographischer Hinsicht zu erforschen, daneben aber auch geographische wie andere Studien zu treiben. Ein schwedischer Offizier hat der Expedition ein Motorboot geschenkt, mit dessen Hilfe Nordenskjöld auf dem Amazonenstrom soweit ins Land hineinzudringen hofft, wie es sonst nicht möglich sein würde. Die Kosten des Unternehmens werden von verschiedenen schwedischen wissenschaftlichen Gesellschaften, teilweise auch von Privaten getragen. Die Expedition wird sich für die Reise nach Südamerika des schwedischen Dampfers „Annie Johnson“ bedienen.

Neuer Distanzweltrekord im Kugelballon. Der französische Ballonführer René Rumpelmayer, der mit einem Kugelballon von 2200 Kubikmeter zu Lamotte-Breuil bei Paris aufgestiegen ist, landete, von einem sturmartigen Westwind getrieben, zu Woltschi bei Omsk (Sibirien), 2400 Kilometer vom Ausgangspunkt. Es gelang ihm damit, den anlässlich des vorjährigen Wettfliegens um den Gordon-Bennett-Preis von dem Franzosen Bienaimé aufgestellten Distanzweltrekord von 2191 Kilometer zu schlagen.

Der Schneider als Korpsstudent. Der 28 Jahre alte Schneider Kurt Hirschfeld mietete in Berlin unter einem adeligen Namen gut ausgestattete Zimmer und erzählte, daß er als Kandidat der Medizin zur weiteren Ausbildung in einem Krankenhause tätig sei. Unter der Vorspiegelung, daß sein Monatswechsel in den nächsten Tagen eintreffen werde, lieh er sich dann von den Wirtinnen Geld; wenn sie nicht genug hatten, überredete er sie, Wertsachen zu versetzen. Einer Frau, die durch die Post Geld erhielt, stellte er sofort einen Wechsel aus und ließ es sich geben. Nachdem er so viele Frauen begauert hatte, lief er einer solchen in die Hände; die ihn beim Kragen nahm und der Polizei übergab. Der Schwindler verschaffte sich auch mit Kouleurband und Mütze Eintritt in Verbindungen, wo ihn die Studenten wegen seiner vielen Schmissen sehr bewunderten. Die Narben, die sich kreuz und quer durch sein Gesicht ziehen, hat er sich aber nicht bei Mensuren, sondern bei einem gefälligen Barbier geholt.

Eine wahnsinnige Tänzerin. In einem Wirtshause, zu St. Katharina bei Neuern, Böhmerwald, war kürzlich Musikprobe. Plötzlich trat ein fremdes Mädchen mit Muff, weißen Handschuhen, städtischem Kleid und Halbsehuhen hercin. Sie trug ein Gebetbuch und hatte einen Schleier ums Haar. In tschechischer Sprache verlangte sie nach Zehrung und Trank. Als die Spielleute wieder anhuben, forderte ein Anwesender die Fremde zum Tanz auf. Sie willfahrte ihm, tanzte zweimal mit ihm, als er sie aber zum drittenmal aufforderte, ergriff sie plötzlich ein Messer und schnitt ihrem Tänzer kreuzweise übers Gesicht, dann über die Kehle, führte auch einen heftigen Stich gegen sein Auge, wobei sie ihn stark oberhalb der Brauen verletzte. Sein Gesicht war sofort von Blut überströmt. Die Unheimliche flüchtete sich in eine Ecke und drohte nun, jeden niederzustecken, der in ihre Nähe käme. Da schlug ihr der Wirt das Messer aus der Hand und wies sie zur Tür hinaus. Als man nachträglich die Persönlichkeit des Mädchens feststellen wollte, war dieses spurlos verschwunden. Erst nach einigen Tagen erklärte die Gendarmerie, daß es eine Wahnsinnige aus einem tschechischen Dorfe bei Neugedein war.

Ein verhängnisvoller Scherz. Aus Metz wird gemeldet: In Schwetzingen erzählten zwei Gäste einem Wirt, daß um das Haus Diebe schlichen. Der Wirt holte ein Gewehr und die beiden Gäste versteckten sich unterdessen vor dem Haus, um den Wirt zu necken. Dieser glaubte, Einbrecher vor sich zu haben, schoß und traf einen der Gäste ins Herz, so daß er sofort tot zusammenbrach.

Flucht eines unredlichen Generaldirektors. Aus Prag wird berichtet: Großes Aufsehen erregt in der Prager Gesellschaft die Flucht des Generaldirektors der Prager Papierfabrik-Aktiengesellschaft, Dr. Anselm Goetzl, der hier eine große gesellschaftliche Rolle spielte. Doktor Goetzl hat sich Unregelmäßigkeiten zuschulden kommen lassen, die eine Höhe von 1½ Millionen Kronen erreichen. Der Flüchtige hatte sich in der letzten Zeit in Börsespekulationen eingelassen, die ihm neue Verluste brachten. Der Flüchtige soll auch das Vermögen seines Bruders und seiner Frau verloren haben. In letzter Zeit hat Dr. Goetzl in Monte Carlo über 100.000 Kronen verspielt.

Ein düsteres Familienbild. Aus Wittingen wird gemeldet: In der Nacht zum 19. März hat die Ehefrau des Zigarrenreisenden Louis Voigt ihren Ehemann, der ihr mit einem Beile den Schädel spalten wollte, in der Notwehr erschossen. Voigt, der früher in Fulda ein Friseur- und Zigarrengeschäft hatte, wohnte seit dem vorigen Jahre hier im Hause seiner Eltern. Sein Vater übertrug ihm das Eigentumsrecht an dem Grundstück mit der Verpflichtung, in Krankheitsfällen den Eltern zur Seite zu stehen. Der Sohn dankte es ihnen damit, daß er seine Eltern wiederholt schwer mißhandelte und mit Totschlag bedrohte. Seine Frau hat er häufig gefesselt und mißhandelt. Da er ihr schon lange nach dem Leben trachtete und einen Revolver stets schußbereit hatte, verschaffte sich die Frau zu ihrem Schutz ebenfalls einen Revolver. Der Erschossene war geistig minderwertig und hochgradig nervenleidend. Die Ehe sollte auf Betreiben der beiderseitigen Eltern schon wiederholt geschieden werden, die Frau widersetzte sich aber mit Rücksicht auf die Kinder, einen Knaben von acht und ein Mädchen von drei Jahren, der Ehescheidung. Die Frau stellte sich selbst der Polizei.

Ein asiatischer Dreibund. Ein asiatischer Dreibund wird in dem halbamtlichen Organ des gegenwärtigen Präsidenten der Republik China er-

örtert. Wie die Orientkorrespondenz mitteilt, hat die siamesische Regierung der chinesischen und der japanischen Regierung einen Vorschlag zum baldigen Abschluß eines gegenseitigen Bündnisses gemacht. Diesen der Öffentlichkeit übergebenen Vorschlag darf man zweifellos als eine Tatsache ansehen, da die Publizierung desselben auf Juanschikai zurückzuführen ist. Als Zweck dieses Dreibundes wird ausdrücklich der gegenseitige Schutz gegen das Vordringen der Fremden angegeben. Es heißt, daß die japanische Regierung sich der Anregung gegenüber zustimmend verhält. Bei dem Bedürfnis Chinas, sich Rußlands Vorgehen gegenüber einen Rückhalt zu suchen, ist es selbstverständlich, daß der Bündnisgedanke dort überall mit Begeisterung angenommen wird. Es fragt sich nur, wie weit Japan England gegenüber freie Hand zu einem solchen Bündnis hat.

Eine mysteriöse Flaschenpost. Das „Journal“ berichtet: Ein Soldat des 24. Infanterieregiments in Perpignan (Frankreich) fand, während er auf der Festung Wache hatte, eine versiegelte Flasche, die den Jahresstempel 1870 trägt. Sie enthielt einen Brief mit der Aufschrift: Verzeichnis der Juwelen und Wertgegenstände, die einem Herrn Perez übergeben wurden, der sie nach Madrid zur Gräfin von Montijo bringen soll. Es folgt dann ein Verzeichnis kostbarer Schmucksachen, an erster Stelle ein Perlenkollier der Kaiserin Eugenie, von der russischen Kaiserin geschenkt, das einen Wert von 500.000 Kronen repräsentiert. Insgesamt werden für etwa 7 Millionen Schmucksachen angeführt. Gezeichnet ist der Brief: „4. Dezember. Großkanzler des Palais.“ Dann folgt ein unleserlicher Name. Man nimmt an, daß es sich um einen von Untertanen der Kaiserin Eugenie während des deutsch-französischen Krieges nach Spanien geschafften Schmuck handelt. Die an der Fundstelle angestellten Nachgrabungen förderten einen Teil eines Menschenskeletts zutage, das aus derselben Zeit stammen soll.

Die Münchner

„Jugend“

liefert
gratis und franko

an jeden Interessenten eine
farbig reich illustrierte 4-6
Kunstdrucke enthaltende
Probenummer.

Ein stattlicher Band 5 N^o
in elegant Umschlag mit
vielen künstler. literär.
Beiträgen, kostet 50 Pfg
Quartalsabonem. (13 N^o)
4 Mark.

**Auf allen Bahnhöfen der Welt
zu haben.**

München · Verlag der „Jugend“

Die Verbannung des Pariser Hetzblattes aus Elsaß-Lothringen. Den Pariser *Matin* hat ereilt, was ihm längst zukam, und mit allgemeiner Genugtuung wird im Deutschen Reich, soweit man deutsch fühlt, die Kunde vermerkt werden, daß dies infame Hetzblatt in Elsaß-Lothringen verboten worden ist. Endlich! Wieviel Unheil es schon angerichtet hat, als man es noch frei gewähren ließ, läßt sich unmöglich berechnen, die höchsten Schätzungen aber werden der Wirklichkeit am nächsten kommen. Erst die verlogene Behauptung des *Matin*, daß die elsäß-lothringische Regierung zu dem drakonischen Regiment von früher zurückkehre, hat das Verbot herbeigeführt. Es verlautet aber aus Straßburg, daß zweifellos die ganze in der letzten Zeit bis zum Irrwahn betriebene deutschfeindliche Hetzerei des Blattes, die eine Boykottbewegung gegen deutsche Gewerbeerzeugnisse in Frankreich hervorbrachte, der elsäß-lothringischen Regierung die notwendige Strenge abnötigte. Gerade in Elsaß-Lothringen, wo unter Segnung und Förderung des Klerus die französische Sprache fast als zweite Landessprache hofiert wird, wo seit Einführung der unseligen Verfassung mit dem weitherzigen Wahlrecht die Verwelschung nahezu stürmische Fortschritte macht, kann ein so perfides Blatt, das nur Haß und Abscheu gegen das Deutsche Reich in jener arg poussierten Sprache fanatisch predigt, unmöglich länger geduldet werden. Man hat ja alle Schutzwehren, mit denen Bismarcks vorausschauende Weisheit die schwer mit kostbarem deutschen Blut errungene Westmark schützte, ohne Grund niedergerissen. Der Aufgabe des Paßzwanges folgte die verhängnisvolle Aufhebung des Diktaturparagraphen, und als danach die Französelei immer offener und dreister sich breit machte, gab man dem Land auch noch die Verfassung, die Deutschlands stets gefährdete Westmark den Französlingen, welsch gesinnten Klerikalen und Sozialdemokraten auslieferte. Französische Jagdliebhaber, darunter auch Offiziere der Republik, durften ja längst im Reichsland, wie mehrfach von den deutschen Blättern warnend behauptet wurde, sogar unter den Festungswerken von Straßburg dem freien ihnen wertvollen Waidwerk obliogen. Jetzt haben wir Zustände in Elsaß-Lothringen, wie sie vor zwanzig Jahren noch kaum für möglich gehalten wurden. Da wird es hohe Zeit, daß den letzten winzigen Schutzhandhaben, die überhaupt noch übrig geblieben sind, Geltung verschafft und allgemein in Erinnerung gebracht wird: wir sind doch in des Deutschen Grenzmark noch nicht ganz wehrlos gegen die Orgien der Französelei. Das übelste Pariser Hetzblott ist nun hinausgeworfen. Hoffentlich hält man noch etwas weitere Muste-

rung.
Todesfahrt einer Zigeunerhochzeit unter das Eis. Eine Zigeunerhochzeit fand, wie aus Petersburg geschrieben wird, auf dem Tschereminetzkiisee bei Luga einen furchtbaren Abschluß. Bei der Tragödie erlitten mehr als 100 Zigeuner unter dem Eise des schlecht zugefrorenen Sees den Tod. In Luga hatten sich anläßlich einer Hochzeit aus der ganzen Umgebung Zigeuner zusammengefunden. Es wurde viel getrunken und in der Nacht brachen die Leute auf, um nach Hause zurückzukehren. Sie wählten den Weg über den Tschereminetzkiisee, der fest zugefroren erschien. Auf einer Reihe von 25 Schlitten fuhren sie mit heiterem Gelächter los. Plötzlich ertönte ein furchtbarer Todeschrei aus hundert Kehlen. Als sich die Schlitten nämlich ungefähr in der Mitte des Sees befanden, brach plötzlich die Eisdecke und alle versanken mit Roß und Wagen in der Tiefe. Die Katastrophe

wurde durch einen einzigartigen Umstand hervorgerufen. Im See befinden sich nämlich mehrere unterirdische warme Quellen, welche ein Gefrieren des Eises nur bis zu einer bestimmten Stärke zulassen. Durch den milden Winter des Jahres ist das Eis besonders in der Mitte des Sees nicht so stark geworden, wie sonst alljährlich, wo es eine feste Straße für alle Bewohner bildet. Die schwere Belastung durch die vielen Schlitten und Menschen konnte es nicht tragen und gab nach. Sofort wurden von allen Seiten Rettungsversuche gemacht. Die Bauern stürmten mit langen Stangen über das Eis auf die Unglücksstelle zu. Sie erreichten aber nichts, da die Ertrinkenden schon zu schwach waren, um die Rettungsstangen ergreifen zu können. Der Kampf der hundert ertrinkenden Menschen soll ein entsetzlicher Anblick gewesen sein. Einer versuchte den anderen als Rettungsanker zu benützen und sich durch ihn über Wasser zu halten. Es entstanden so furchtbare Ringkämpfe um Leben und Tod, denen die Menge aus weiter Ferne zuschauen mußte, ohne ihnen irgendwie helfen zu können. Schließlich erlahmten auch die Kräfte des letzten. Nur ein einziger Zigeuner war wie durch einen Zufall dem Tode entgangen. Er hatte sich auf einen Schlitten gerettet, der irgendwie festgerannt war und hier ohnmächtig zusammengebrochen. Als man den Schlitten mit vieler Mühe aufs Eis gezogen hatte, fand man den halberfrorenen Zigeuner vor, der erst nach langer Zeit das Bewußtsein wieder erlangte.

Erregung über eine japanerfeindliche Verfügung. In Tokio herrscht große Erregung über die Verfügung des Staates Kalifornien, daß Japaner keinen Grundbesitz erwerben dürfen. Die Blätter veröffentlichen scharfe Angriffe gegen die Vereinigten Staaten, und die Kaufmannschaft schießt sich an, eine Bewegung ins Leben zu rufen, die darauf abzielt, die Weltausstellung von San Francisco zu boykottieren. Der japanische Gesandte in Washington ist angewiesen worden, gegen die Maßnahmen Kaliforniens Einspruch zu erheben.

Unfall auf einem englischen Artillerieschießplatz. Aus Shoeburyness wird gemeldet, daß sich beim Probeschießen mit einem großkalibrigem Geschütz ein ernster Unfall ereignet hat. Der Verschluß eines Achtzehnpfünders wurde beim Abfeuern des Schusses hinausgeschleudert, wobei der Kanonier Hubbard getötet und Kapitän Dreyer, Sergeant Hussey und Kanonier Tierson schwer verletzt wurden.

Ein- und Ausfälle.

Nicht Gelehrsamkeit, wohl aber Ernst und umfassende Tiefe der Bildung ist den Frauen zur richtigen Würdigung ihrer Stellung unerläßlich notwendig.

* * *

Man ist nie so glücklich und nie so unglücklich, wie man sich einbildet, es zu sein.

* * *

Wenn man Feinde zu haben wünscht, braucht man nur andere zu übertreffen; will man aber sogenannte Freunde haben, braucht man sich nur von anderen übertreffen zu lassen.

* * *

Das Leben ist ein unnütz Ding, wenn wir es selbst nicht nützlich machen können.

* * *

Die wahre Wertschätzung liegt mehr im Respektieren der Schwächen, als in der Anerkennung der Vorzüge.



Feuilleton.

Ein Wintertraum.

Roman von Anny Wotho.

(Fortsetzung)

Ein unruhiger Ausdruck trat in Rieles Gesicht. Wie seltsam die beiden ihr so lieben Menschen heute waren. Es war fast, als führe man zu einem Begräbnis, und Riele hatte die Empfindung, als ob sie weinen müsse — sie wußte nicht recht, ob über Leo v. d. Decken und seine Braut oder über sich selbst.

Als der Schlitten vor dem Klubhause hielt, wo der Oberleiter, die Kampfrichter, Schiedsrichter, die Wettlaufleiter und Bahnordner inmitten zahlreicher Bobfahrer und -fahrerinnen versammelt waren, äusserte sich Evelyn von Köpping ganz laut zu dem Gesandtschaftsattaché:

„Ei, schaum's da, endlich das zärtliche Brautpaar. 's Glück schaut ihnen a nit gar aus den Guckerln. So gar trüb blicken's umher. Ja, was man so ausstellt mit so verliebte Leit. A feinen Schmecker muß man haben, um dös zu verstehen.“

Sie brach etwas erschrocken ab, denn während Sutheim amüsiert auflachte, traf sie ein so unheil kündender Blick des Fliegers, der an ihrer Seite stand, daß sie jäh verstummte. In demselben Augenblick aber gewährte sie auch, daß Ingelids Augen stumm zu Wood hinüber grüßten, und dann sah sie ein Aufflammen in seinen Augen, das ihr das Blut siedend heiß in das Gesicht trieb.

Was war das zwischen den beiden?

Evelyn lachte plötzlich grell auf, und dann schwatzte sie in toller Lustigkeit um sich herum. Mit Sutheim tat sie besonders schön, so daß ihr Mann nicht anders konnte, als ihr zuzuflüstern:

„So nimm dich doch ein wenig zusammen, Evelyn. Du bist ja wie in einem Taumel. Alles wird schon aufmerksam auf uns, und du weißt, ich liebe das Auffallende nicht.“

„So gefall i dir mit einem Male wieder nit?“ gab sie erobst zurück. „Sehau, such dir doch ne andere aus. Die Prinzenbraut da drüben mit der roten Mütz, nit wahr? Die könnt dir wohl gefallen?“

Und wieder lachte sie laut auf, während Köpping das Blut heiß zum Herzen schoß und seine Augen sich drohend in Evelyns Gesicht borten.

Wie merkwürdig sie sich heute gebärdete! Wie von Sinnen erschien sie ihm.

„Wollen wir nicht lieber zurückbleiben?“ flüsterte er ihr zu. „Man findet gewiß hier schnell noch eine andere Belastung.“

Er wußte ganz genau, daß er durch sein Zurücktreten das ganze Rennen gefährdete, aber er hatte plötzlich ein so dumpfes, schweres Gefühl der Angst, als dürfte er Evelyn nicht gewähren lassen.

„Warum nit gar“, lachte sie. „Hast wohl Furcht, du könntest dir die Haxen zerbrechen oder gar die Prätzen verstauchen? Wegen mir bleib da, i fahr mit.“

Damit wandte sie ihrem Manne den Rücken, der die Zähne fest zusammenbiß.

Nur kein Aufsehen. Er haßte nichts mehr, und Evelyn kam es auf eine Szene mehr oder weniger vor versammeltem Volk nicht an. Fast schau sah er jetzt zu Irmengard hinüber, die an der Seite des Prinzen lächelnd zu diesem aufsaß.

Merkwürdig, trotzdem sie so strahlend lächelte, war es Köpping, als sei Irmengards Gesicht seit gestern ganz schmal und blaß geworden.

Die rote Jacke und die rote Zipfmütze, deren

Troddel ihr fast ins Gesicht hing, standen ihr heute zu ihrem rötlichen Haar absolut nicht, und die Lippen, sonst so brennend rot, schienen blaß und spröde.

Wie durch einen Schleier sah es Köpping, während die Startreihenfolge ausgelost wurde.

Evelyn aber trat, beide Hände in die Taschen ihrer weißen Sportjacke vergraben, zu dem Flieger, und sagte, ohne ihn anzusehen:

„Das Spiel ist mir aber jetzt zu arg. Entweder du läßt deine Prätzen da weg von dem blassen Mädcl, das einem anderen gehört, oder wir zwei reden mal a ordentliches Wörtlein.“

„Ich wüßte nichts, was wir uns zu sagen haben, gnädige Frau.“

„Na, das wird sich schon finden“, nickte sie. „I haß keine Bang. Hast mi doch einst arg lieb g'habt, gelt?“

James Wood würdigte sie keiner Antwort — er trat einige Schritte zurück, hinein in den tiefen Schnee, der hoch aufgeschaufelt am Wege lag.

Evelyn war ihm aber gefolgt, während sich schon die Bobs bemannten, und flüsterte ihm zu, während ihre Zähne leise aufeinander knirschten:

„I will wissen, ob's mi noch lieb hast oder nit. Gleich, auf der Stell' sollst es sagen!“

„Ich kann nur da lieben, wo ich achten kann“, gab der Flieger zurück, „und das ist mir bei der Frau, die mich und andere betrog, gründlich vergangen.“

„Freili, weil i älter g'worden bin und andere jünger und schöner sind. Aber i lass' mi nit so abspeis'n, Dames. Mei Recht will i, oder i zeig dir, was i kann.“

„Ich habe Ihnen wirklich nichts weiter zu sagen, gnädige Frau, als daß ich längst vergessen habe, daß ich Sie je gekannt.“

Mit flüchtigem Neigen gegen sie schritt er dem „Aar“ zu, auf dem er, ohne eine Miene zu verziehen, am Steuer Platz nahm.

„Platz nehmen, Platz nehmen, Herrschaften!“ rief es von allen Seiten.

„Um Gotteswillen, was hat nur Frau von Köpping? Sie legt ja nach der verkehrten Seite aus!“

Der „Aar“ war im Augenblick bemannt. War es Zufall oder Absicht — Evelyn dicht hinter Mister Wood, der die Hände am Steuer hielt und mit einem langen Blick zu Ingelid zurücksah, die vor Leo Platz genommen hatte.

Vor ihr saßen Köpping und Riele Vossen. Prinz Günter, der heute zur Mannschaft der „Hexe“ gehörte, trat noch einmal an den „Aar“ heran, und drückte Ingelid den Lederrücken, der achtlos herabhing, in die Hand.

„Hübsch achtgeben“, gebot er lächelnd.

„Fertig?“ fragte der Steuermann.

„Fertig, all right!“ klang es zurück.

„One, two, bob!“ rief Riele Vossen, und dann schoß der „Aar“ wie der Blitz die Bahn abwärts, von den Hochrufen der Zuschauer begleitet.

Unbeweglich, kalt vor sich hinblickend, saß James Wood am Steuer. Nichts entging seinem wachsamem Auge. Glänzend nahm er die erste Kurve. Die Mannschaft folgte seinen nur leise angedeuteten Befehlen aufs Haar, denn jeder Mitfahrende ist sich bewußt, daß die geringste Unachtsamkeit seinerseits alle gefährden kann.

Leo, der wie immer als Bremser fuhr und mit scharfen Augen die Mannschaft vor sich überblickte, flüsterte Ingelid plötzlich zu:

„Achtung, gnädige Frau!“ rief er dann laut. „Links auslegen!“

In der sausenden Fahrt hatte sie wohl seinen Zuruf gar nicht vernommen. Ingelid aber gewährte

voll Schrecken, wie Evelyn plötzlich halb aufsprang und ihre Arme verzweifelt um Woods Hals schlang.

Umsonst bemühte sich der Engländer, das sich wie rasend an ihn klammernde Weib abzuschütteln.

Und jetzt kam die gefährlichste Kurve. —

„Bremsel“ donnerte Wood, bemüht, mit eiserner Hand das Steuer zu halten.

Er fühlte wohl, wie die Bremse, von Leo, der die Gefahr sofort erkannte, richtig bedient, in die glatte Bahn einschneit, aber er fühlte auch an dem Zittern und Schwanken des Bobs, daß etwas Unheilvolles drohte. Noch hielt er das Steuer fest in der Hand, da merkte er, wie Evelyn, die ihn nicht frei gab, rücklings von ihm zurückgerissen wurde. Ein einziger Schrei durchgellte die Luft. Der Bobsleigh, aus dem Gleichgewicht gebracht, flog herum und in einem weiten Bogen mit seiner Besatzung den steilen Abhang hinab.

Alles geschah blitzschnell. Nur ein paar Sekunden entschieden hier über Leben und Tod. Der gellende Schrei hatte ein Echo in dem Kreise der Zuschauer, die sich bei den gefährlichsten Kurven angesammelt hatten, gefunden. In wilder Hast jagte, trotz Verbots, ein Teil über die Bahn hinweg, den Verunglückten zu helfen.

Etwa zwanzig Meter unterhalb der Bahn bemerkte man einen dunklen Knäuel von Menschen und etwas abwärts noch einen in dem weißen Schnee. —

„Um Gottes Willen, sie sind alle tot“, schrie Onkel Gerwin, der mit Baron Törres unter den Zuschauern geweit, als er einen Augenblick verzweifelt hinabblickte. Dann aber begann er, so schnell ihn seine alten Füße tragen konnten, durch den tiefen Schnee hinabzusteigen.

Törres, der ewig Aengstliche, folgte sehr tapfer.

„Man muß Hilfe herbeirufen“, rief er Graf Rotteck zu.

„Man wird im Augenblick im Klubhause wissen, daß ein Unglück geschehen ist. Wenn nach drei bis fünf Minuten die glückliche Ankunft des „Aar“ am Ziel nicht nach dem Klubhause signalisiert ist, weiß man oben ganz genau, daß etwas passiert ist“, antwortete Onkel Gerwin, während er erregt abwärts hastete.

„Gott sei Dank, da bewegt sich ja was. Sehen Sie doch, Törres!“

Aus dem Schnee erhob sich mühsam die Gestalt des Fliegers. Wie wahnsinnig stürzte er plötzlich vorwärts und auf Ingelid zu, die langausgestreckt am Boden lag. Er nahm ihren Kopf in beide Hände und gab ihr die zärtlichsten Namen.

In demselben Augenblick wurde er aber von Leo v. d. Deckens Faust zurückgeschleudert.

„Was erdreisten Sie sich, Herr?!“ rief Leo, der sich aus dem tiefen Schnee mühsam herausgearbeitet hatte und nun, da ihm langsam das Bewußtsein wiederkehrte, ganz entsetzt James Woods Antlitz über Ingelid gebeugt sah. „Wie können Sie es wagen, meine Braut zu berühren?!“

Der Flieger trat sofort zurück, denn Ingelid schlug soeben die Augen auf und lächelte Onkel Gerwin beruhigend zu, der sie sofort in seine Arme nahm, während ihm die dicken Tränen über das gefurchte Gesicht rannen.

„Ich bin gern zu jeder Aufklärung bereit, Graf v. d. Decken“, entgegnete der Flieger eisig, Leo mit finstern Blick ins Auge sehend, während dieser sich von Ingelid zu Riele Vossen wandte, die aus einer kleinen Stirnwunde blutete.

„Die erwarte ich selbstverständlich“, gab Leo ebenso zurück, während er sein Taschentuch auf Rieles Wunde preßte, „und ich hoffe, Mister Wood, daß die Aufklärung von der Art sein wird, daß sie mich in jeder Weise befriedigt.“

„Wann darf ich Sie bei uns erwarten?“ fragte der Engländer kalt, indem er jetzt Graf Rotteck behilflich war, Ingelid aufzurichten.

„Heute nachmittag 4 Uhr, wenn es Ihnen angenehm ist.“

„Ich werde um 4 Uhr für Sie zu Hause sein.“

Die Unterhaltung war ganz leise geführt worden. Blitzschnell flogen die Worte herüber und hinüber, aber Ingelid, die jetzt langsam aus tiefer Ohnmacht wieder zu sich kam, erfaßte eine tödliche Angst. Sie las in den Zügen der Männer, was sie nicht verstanden hatte, und ein Grausen erfüllte ihre Seele. Mühselig versuchte sie zu gehen.

„Sind Sie verletzt?“ fragte der Engländer, und ein Ton wahnsinniger Angst durchzitterte seine Stimme.

„Nein, ich glaube nicht. Nur alle Glieder schmerzen. Aber das wird vorübergehen. Tut es sehr weh, Riele?“ fragte sie das junge Mädchen, das noch immer im Schnee lag, und mit seligem Lächeln geschehen ließ, daß Leo sich um sie mühte.

„Nein, gar nicht, Ingelid, ich danke dir, aber Köppings, was ist eigentlich mit Köppings?“

Ein Kreis von Menschen hatte sich auf die Unglücksstätte um den Bob, bei dem man Köppings vermutete, geschlossen.

„Das Weib war wahnsinnig“, murmelte James Wood.

Ein scharfer Blick Leos traf ihn, der ihn verstummen machte.

War er wirklich ganz unschuldig, wenn hier ein Menschenleben verloren ging? Hatte nicht der tolle Haß des Weibes — oder war es Liebe, die er verschmähte? — hier das ganze Unheil angerichtet, und hatte er diesen Haß nicht herausgefordert, indem er sie mit so tödlicher Kälte behandelte? Nein, er konnte nicht anders, und wenn es sein eigenes Leben gekostet hätte, er hätte ihr nie verziehen können, was sie ihm angetan.

An die Möglichkeit, daß ihn das exaltierte Weib bei der so gefährlichen Wettfahrt überfallen könnte, hatte er gar nicht gedacht, Evelyn hatte ja genau die Gefahr gekannt, in der sie selber und die anderen schwebten.

Riele Vossen schritt jetzt langsam an Leos Arm der Gruppe von Menschen zu, die sich da vor ihnen zusammendrängte.

James wollte Ingelid den Arm reichen, aber sie schüttelte ernst den Kopf, während sie ihm mühsam zur Seite schritt.

Wie schwer und wie müde ihre Glieder waren. Onkel Gerwin saß noch immer auf einem Schneehaufen und die dicken Tränen rannen über sein altes Gesicht.

Halb neugierig, halb scheu wich die Menge beim Nahen der verunglückten Bobsleighfahrer zurück. Mühselig hatte man den schweren Bob emporgehoben, der das Köppingsche Ehepaar begraben.

Mit einem entsetzten Schrei blickte Ingelid nun in das starre, verzerrte Gesicht der blonden Frau, die, ein klein wenig zur Seite geneigt, für immer die Augen geschlossen hatte.

Noch hielt Köppings Faust, mit der er wohl sein Weib von dem unsinnigen Beginnen hatte zurückreißen wollen, Evelyns Arm umklammert.

Ob dadurch die Katastrophe noch beschleunigt wurde? Niemand konnte es sagen. Alles war so blitzschnell im Augenblick geschehen, daß keiner der Mannschaft die rechte Vorstellung von der Sache hatte.

Leo hatte sich sofort Köpping zugewandt, der bleich, mit erdfahlem Gesicht und geschlossenen Augen dalag, während rotes Blut über seine Stirn floß, das ringsum den weißen Schnee färbte.

„Noch lebt er“, stellte Leo, tief aufatmend, zu Törres fest, der jetzt behutsam Köppings Hand von Evelyns Arm löste. „Wir müssen ihn in eine bequemere Lage bringen und das Blut zu stillen suchen.“

Hilfsbereite Hände waren gleich zur Stelle. Behutsam bettete man Köpping abseits, während Leo, der atemlos vor Aufregung den Freund untersuchte, zu Ingelid, die sich auch um den Verwundeten mühte, sagte:

„Der eine Fuß scheint gebrochen, und wer weiß, ob er nicht auch innerlich verletzt ist. Die tiefe Ohnmacht scheint mir bedenklich, wenn auch vielleicht der Blutverlust durch die tiefe Stirnwunde daran schuld trägt.“

„Und die Frau ist tot“, entgegnete Ingelid plötzlich hart.

Groß, verwundert sah ihr Leo ins Gesicht.

Da senkte sie beschämt die Augen, und ein Schauer durchschüttelte ihre Gestalt. Was wußte Leo von ihren Gedanken?

Der Flieger aber stand vor der toten Frau, die noch vor wenigen Minuten in so heißer Leidenschaft an seinem Halse gehangen, die schuld daran trug, daß sein Leben einsam geblieben war, die ihn verraten und betrogen und die ihn dennoch geliebt. Und er beugte sich zu der Toten hernieder und faßte nach ihrer starren Hand.

„Evelyn, ich verzeihe dir,“ sprach er erschüttert, „du hast dich selbst gerichtet. Gott sei deiner armen Seele gnädig.“

Niemand verstand die geflüsterten Worte.

Die Menge verharrte stumm in ehrfürchtigem Schweigen. War es nicht, als glätteten sich die verzerrten Züge der toten Frau unter James Woods vergebenden Worten? War es nicht, als glitt ein Lächeln darüber hin und als breite sich die Majestät des Todes feierlich über die jetzt so still in dem Schnee schief, so still und tief?

Der Engländer biß die Zähne aufeinander. Nun schritt der Genosse Tod durch den weißen Wald, und die stille Frau dort, die hatte er zur Strecke gebracht.

Oben von der Bobsleighbahn kam jetzt die „Hexe“ herabgesaust. Kurz vor der Kurve stand mit einem Ruck der schwere Schlitten.

In fliegender Eile kam die Mannschaft den Abhang hinab.

Hans Ulrich schloß seine Schwester fest in die Arme, als er sie fast unversehrt fand, und Irmengard umschlang, erschüttert aufweinend, Ingelids Schulter.

„Gott sei Dank, daß du lebst!“ flüsterte sie ihr zu. „Ich war halb wahnsinnig vor Angst, als der „Aar“ nicht signalisiert wurde. Wir sind gleich hinab. Die Sanitätskolonne folgt uns auf dem Fuße. Gottlob, daß wir sie wohl nicht brauchen.“

Der Prinz war schon mit Sutheim zu Frau von Köpping getreten.

„Tot?“ fragte er erschüttert. „So jung noch und so schön.“

Auch Sutheim blickte bewegt auf die stille Schläferin. In seinen sonst so kalten, spöttischen Augen blinkte ein warmer Schein.

Irmengard hatte einen Augenblick mit weitgeöffneten Augen auf die tote Frau des Mannes gestarrt, die schuld daran war, daß sie ihn verloren.

Und plötzlich schrie Irmengard wie verzweifelt auf. Sie schob Leo und Ingelid, die Köppings Körper verdeckten, hastig fort und blickte mit irren Augen auf den wie tot daliegenden Mann, dem das rote Blut über die Stirn sickerte.

„Tot!“ schrie sie auf. „Auch tot? Nein, es darf nicht sein, er darf nicht sterben, er muß wissen,

daß ich ihn nie betrog, nie, nie daß ich ihn immer lieb gehabt, immer, immer!“

Sie war neben Köpping in den Schnee gesunken. Mit zitternder Hand stand sie Leo bei, der sich soeben mühte, einen Verband um Köppings Wunde zu legen. Da stand auch schon der Prinz an ihrer Seite.

Sein Gesicht war totenbleich, und herrisch blitzten die blauen Augen.

„Steh' auf!“ rief er ihr mit unterdrückter Stimme zu. „Du machst dich unmöglich. Was soll das Theater?“

Aber Irmengard hörte ihn nicht, sie sah auch gar nicht, daß der Prinz sich brüsk von ihr wandte. Sie legte ihren Kopf auf Köppings Brust und hauchte seinem Herzsschlag, und dann schluchzte sie auf: „Er lebt! Gott sei Dank, er atmet, er lebt!“

Und ihre heißen Tränen strömten über Köppings bleiche Hände. Da schlug der so schwer Verletzte die Augen auf.

Einen Augenblick irrten sie verständnislos über Irmengards Antlitz, als er aber ihre Tränen sah, die jetzt auf sein Antlitz fielen, da glitt ein Lächeln über seine Züge, und leise drängte es sich über seine Lippen:

„Nun ist das Sterben schön, Irmengard, da du mich geleitest.“

Dann umfieng ihn wieder tiefe Bewußtlosigkeit.

Leo aber flüsterte Irmengard zu:

„Ich bitte dich, Irmengard, steh' auf und geh' zu Prinz Günter. Du machst dich wirklich unmöglich.“

Das schöne Mädchen aber sah weit in die Ferne, als hörte sie nichts von alledem, was um sie her vorging. Was ging sie der Prinz an! Seine Braut? Das konnte auch eine andere sein, aber hier zu diesem todblassen Mann, dessen Blut den weißen Schnee färbte, zu dem gehörte sie im Leben und im Tode.

Jetzt kam eine leise Unruhe in die Menge der Zuschauer. Die Sanitätskolonne mit Samaritern und zwei Aerzten nahte. Dort unten auf der Straße nach Ohrdruff hielt der Schlitten mit dem roten Kreuz auf der weißen Fahne. Auch einige andere Schlitten waren zur Stelle.

Vorsichtig trug man Köpping, nachdem der Arzt dem Verwundeten einen Notverband angelegt, den Abhang zur Straße hinab.

Still bettete man dann sein totes Weib ihm zur Seite. Er wußte es nicht.

Irmengard und Leo gingen neben dem Schlitten mit der traurigen Bürde einher.

Prinz Günter war in den ersten Schlitten gestiegen. Ohne Abschied war er davongefahren. Irmengard hatte es nicht einmal bemerkt.

James Wood hob Ingelid und Riele Vossen in den Schlitten. Als er nach ihnen einsteigen wollte, bat Ingelid leise:

„Ich möchte gern, daß Rieles Bruder mit uns fährt und Onkel Gerwin. Wollen Sie das veranlassen?“

Er biß die Zähne aufeinander und trat sofort zurück.

Ingelids Augen grüßten ihn noch einmal, als sie mit dem jungen Vossen, der seine Schwester, die mit einer Ohnmacht kämpfte, im Arm hielt, und mit Onkel Gerwin am Silberbach entlang aufwärts fuhr.

„Wollen Sie nicht mit uns fahren, Mister Wood?“ fragte Sutheim, der soeben mit Baron Törres einen Schlitten bestieg.

James Wood winkte nur still abwehrend mit der Hand.

Eine Weile stand er noch und sah dem stillen Zuge mit der toten Frau nach, die um ein Haar zur Mör-

derin der anderen, die er liebte, geworden war, der toten Frau, die — es hätte nicht viel gefehlt — die ganze Mannschaft getötet hätte. Dann aber wandte er sich dem stillen, großen Walde zu.

Langsam durch den tiefen Schnee stampfend, schritt er aufwärts.

In weichen, weißen Flocken fiel der Schnee. Nun webte die Schneefrau mit dem Sphinxgesicht wieder ihr Leichentuch.

Durch die hohen Tannen, die so schwer an der Schneelast trugen, ging ein Aechzen und Stöhnen.

Der Schnee knisterte, und nur ganz von fern her klang der klagende Laut eines Hundes.

Immer weißer, immer tiefer, immer geheimnisvoller wurde der Wald. —

Und James Wood schritt allein durch die Schneepacht. Nein, er schritt nicht allein, das weiße Winterweib war bei ihm.

Und er dachte an den Genossen „Pein“, wie der Dichter des seltsamen Liedes vom Winterweib den Tod nannte, der die blasse Schneefrau gefesselt hielt, und James hatte plötzlich die Empfindung, als möchte dieser Geselle Tod ein recht guter Genosse sein, als ob er ihn lieb hätte, als ob er recht gut Freund mit ihm sein könnte.

Morgen vielleicht schon ruhte er in den Armen von Freund Pein, denn James Wood wußte ganz genau, was der heute ihm angekündigte Besuch des Grafen v. d. Decken zu bedeuten hatte.

Der Wintertraum hatte dann ein Ende, ein grausames Ende, und über den Schnee würde rotes Blut rinnen, gerade wie vorhin, als man Evelyn aufhob, die den Schädel gebrochen hatte und die im Tode nun so friedsam lächelte, wie ein Kind, das verirrt war und das man heim zur Mutter gebracht.

Löschte der Tod die Sünde aus? Machte er wirklich frei?

„Mein schöner, mein wundervoller Wintertraum“, flüsterte James im Weiterschreiten.

Wie sang doch der Dichter:

„Müd' taumeln die Flocken nieder
Vom Himmelsraum,
Und wieder träum' ich dich — wieder,
Du Wintertraum.“

Nein, niemals würde er aufhören, ihn zu träumen.

Im feierlichen Schweigen standen die Tannen, als hätten sie tausend wundersame Geheimnisse zu hüten.

Und die lichten Flocken senkten sich so lind und weich auf James' Haupt, sie kühlten seine heiße Stirn, sie netzten seine brennenden Augen.

War er schuldig? Ein Schauer durchrüttelte ihn. Nein, er hatte Uebermenschliches geleistet. Nicht eine Minute hatte seine Hand gezuckt, die das Steuer hielt, als Evelyn ihn so plötzlich überfallen. Der Schlitten hatte durch die hastigen Bewegungen Evelyns und die Unruhe, die sich der ganzen Mannschaft bemächtigte, das Gleichgewicht verloren.

Er hörte noch ihre zischenden:

„Sage, daß du mich liebst, sonst mußt du sterben!“

Er hatte die Frau, die sich wie eine wilde Tigerkatze an ihn klammerte, abzuschütteln versucht, ohne daß seine Hand am Steuer zuckte. Und doch war das Gräßliche geschehen. Nein, er war nicht schuldig. Er würde gegebenen Falles nicht anders handeln können, als wie er es getan.

Und nun war sie tot, und aller Groll und alle Verachtung schwanden vor dem großen, ewigen Schweiger, der heute mit ihnen durch den flimmernden Wald geschritten und der der stillen Frau dort, die so reich und doch so bettelarm war, ein Königsgewand um den Leib gelegt hatte, ein Königsgewand.

Durch die hohen Tannen ging ein Brausen. Ein

Sturmwind fuhr krachend durch den Wald. Aber James Wood hob stolz das Haupt, und festen Fußes schritt er dahin. Seine schlank, gebietende Gestalt straffte sich, und seine grauen Augen leuchteten, als wolle er sich siegesgewiß der Windsbraut entgegenwerfen.

Ganz fern sah er ein Land, ein Land, das aus Duft und Traum zu ihm herüberwinkte und das er gewinnen wollte, trotz Wetter und Not.

Und Frau Holle streute fröhlich ihre Flocken. Im tollen Wirbel flatterten sie gleich Schwanendauen umher und deckten die Erde mit zartem Flaum.

Durch das Heulen des Schneesturms hörte plötzlich James Wood ein leises Klingen.

War das nicht wie Gesang? Einen Augenblick stand er, um zu lauschen.

Ihn zur Seite lagen still und verschneit die Häuser von Oberhof. Da droben auf mäßiger Höhe das schlechte Kirchlein.

Es war Sonntag heute, und die andächtige Gemeinde da drinnen sang ihre frommen Lieder.

Wie gebannt stand der Flieger. Und dann sah er noch einmal den traurigen Zug an sich vorüberziehen. Man brachte den schwer verwundeten Köpping in das Sanatorium von Oberhof. An der Kirche vorüber führte der beschneite Pfad.

Und die stille Frau an Köppings Seite, die deckten so lind die weißen Flocken zu. Aus der Kirche klang es leise wie zum Segen über die Tote hin:

„Laß mich gehen, laß mich gehen,
Daß ich Jesum möge sehen,
Meine Seel' ist voll Verlangen,
Ihn auf ewig zu umfassen
Und vor Gottes Thron zu stehn.“

Ein schwerer, heißer Tropfen löste sich aus des Fliegers Auge.

Einmal — vor langen Jahren — da hatte er dasselbe Lied mit seiner Mutter gesungen, als er noch ein Knabe war und sein heißes Herz noch schlief. Und es war ihm, als hätte er auch damals schon den weißen Winterwald gesehen. Wie mächtig doch die Erinnerung war.

Und er stand und lauschte, bis der letzte Ton des Liedes verklungen und der Samariterzug seinem Auge entschwunden war, dann ging er hoch aufgerichtet dem Hotel Sanscouci zu.

Vom Kirchlein klangen jetzt wehmütig die Glocken. Sie klangen über Thüringens Berge, die in ihrer Schnelast weich eingebettet waren, weit dahin.

Die Flocken fielen noch immer, und der Wintersturm jagte durch die Lande und rüttelte an Fenstern und Türen, und er klopfte auch an so manches Herz.

Und ganz Oberhof, der sonst frohe Sportplatz war voll Trauer.

* * *
Ingelid war in ihrem Zimmer denselben Nachmittag beschäftigt, einen kleinen Handkoffer zu packen. Immer wieder nahm sie ein Stück nach dem andern heraus und legte es wieder hinein, immer wieder griff sie an ihre schmerzende Stirn.

Ohne ernstlich verletzt zu sein, fühlte sie doch den Sturz von heute vormittag noch in allen Gliedern.

Mehr als einmal hatte sie zwischen dem Packen einen Brief von James Wood gelesen, den ihr ein Boy des Hotels vor einer Stunde gebracht.

Wieder und wieder nahm sie ihn hervor und las:

„Meine süße, holde Frau!

Trüb' war der erste Tag unserer Liebe und unseres Glückes. Du glaubst nicht, wie ich erschüttert bin, daß alles so gekommen. Wo soll ich nur anfangen, um dir alles zu erklären und dir zu sagen, was ich alles empfinde? Schon vor Tagen drängte es mich,

dir mein ganzes Herz auszuschütten und dir von Evelyn Köpping zu erzählen, aber du weißt selber, wie ganz unmöglich es war. Und nun kommt das Ende, das fürchterliche Ende, und ich stehe stumm und starr und weiß nichts zu sagen, als daß Gott ihr gnädig war, gnädiger vielleicht als mir. Ich will versuchen, dir wenigstens ein ganz flüchtiges Bild meines Lebens zu geben.

Meinen Vater habe ich nie gekannt. Meine Mutter sagte, er sei gestorben. Meine Mutter war eine schöne Frau — eine berühmte Sängerin — ich sehe sie noch in ihrem weißen, lichten Kleide auf der Bühne stehen und so süß singen, daß mir das Herz erzitterte. Meine Mutter liebte mich leidenschaftlich. Ich und die Kunst füllten ihr ganzes Herz aus. Oft war sie traurig, und ich entdeckte als Knabe schon, daß sie heimlich weinte. Da lernte ich denn ganz zart mit ihr umzugehen, trotzdem ich ein wilder, jähzorniger Junge war, und mühte mich, mein hitziges Temperament aus Liebe zu ihr zu beherrschen.

Ich genoß eine sehr sorgfältige Erziehung. Ohne daß wir reich waren, umgab uns ein gemächlicher Wohlstand. Da — ich hatte gerade mein Examen als Diplom-Ingenieur gemacht, verlor meine Mutter plötzlich ihre Stimme, und da — da wurde sie eine ganz stille Frau. Sie meinte, nicht leben zu können ohne die Bühne, und sie mußte es doch. Einmal fragte ich sie, ob sie nicht Sehnsucht hätte, wieder nach Deutschland zurückzukehren, wo ihre Heimat war, ob sie nicht Sehnsucht hätte nach dem weißen Wald, von dem sie mir so viel erzählt. Nichts fesselte sie doch mehr an London.

Da brach sie in Tränen aus und streckte abwehrend die Hände gegen mich aus.

„Nie, nie,“ entrang es sich ihren Lippen, „denn es ist zu spät, viel zu spät.“

Als ich schüchtern fragen wollte, wurde sie heftig, und ein harter, stolzer Zug grub sich um ihren Mund.

„Wenn du mich lieb hast, James,“ sagte sie, „so darfst du mich nicht nach der Vergangenheit fragen. Sie ist tot für mich, und du hast keinen Teil an ihr. Erst nach meinem Tode sollst du alles wissen, und du, der du so ganz mein Sohn bist, der du meinen Stolz und meinen harten Sinn hast, aber auch meine Leidenschaft und meine Liebe, du wirst dann begreifen, daß ich nicht anders konnte. Solange ich aber lebe, soll die Vergangenheit kein Recht mehr an mich haben.“

Ich wagte nicht zu widersprechen, im geheimen aber grübelte ich den Worten der Mutter nach, und eine unendliche Sehnsucht nach dem weißen Winterwald in den deutschen Bergen schlich mir ins Herz und wuchs durch lange Jahre hindurch immer höher empor.

Ich war viel auf Reisen. Alle Länder der Erde hatte ich fast kennen gelernt. Deutschland war ich auf den Wunsch meiner Mutter fern geblieben. Ich hatte es kaum gestreift. Auf einer dieser Reisen in die Schweiz lernte ich in St. Moritz Evelyn kennen. Sie war damals blendend schön und überaus rassig. Sie war aber auch als unerschrockene und kühne Boblenkerin sehr bewundert und umschwärmt. Ich zog bald mit an ihrem Triumphwagen. Zuerst schien es mir, als ob sie mich wenig beachtete, aber sehr bald hatte ich die Gewißheit, daß sie mich auszeichnete. Ich war stolz und glücklich, und ich hätte jeden niedergeschlagen, der es gewagt hätte, an Evelyns Tugend zu zweifeln.

Und doch spürte ich, da Bes solche Zweifler gab. Aber ich wollte es nicht wissen. Oft hatte ich die Empfindung, als wäre Evelyns Benehmen etwas zu frei, als wäre die Männerwelt ihr gegenüber zu dreist

in ihren Huldigungen und als wichen ihr die Frauen aus. —

Aber ich wies alle Bedenken von mir, wenn ich in ihrer Nähe war. Da ließ ich den ganzen eigenen Zauber ihrer Persönlichkeit voll auf mich wirken. Blind und toll war ich vor Leidenschaft zu dem Weibe, das vielleicht nur mit mir spielte.

Einer meiner Freunde, Hans Berber, mit dem mich eine innige Freundschaft verband, warnte mich. Ich lachte ihn aus.

Er redete etwas von Evelyns Beruf als Operetten-Diva, der nicht für geordnete, bürgerliche Verhältnisse passe. Ich spöttelte über ihn. War meine Mutter nicht selber eine Sängerin? Kannte ich nicht die Theaterverhältnisse ganz genau, und wußte ich nicht, daß alles, was man von dem Leben und Treiben vom Theater erzählte, stark übertrieben war, und daß am Theater ebenso gute bürgerliche Verhältnisse gedeihen konnten, als anderswo?

Hans warnte mich auch vor Evelyns Hang zum Luxus, zum Genuß. Er wies auf ihre kostbaren Toiletten, ihren glänzenden Schmuck hin und fragte, wer das bezahle. Da warf ich ihn zum Tempel hinaus und kündigte ihm meine Freundschaft.

Einen ihrer lebhaftesten Verehrer, einen reichen Polen, Grafen Lezinsky, hatte ich gänzlich aus dem Sattel gehoben. Hätte sie diesen wohl, der ein auffallend schöner und eleganter Mann war, fallen lassen, wenn sie mich nicht liebte?

Ich war wie berauscht. Ich sah und hörte nichts mehr, als Evelyn, und eins Tages, da lag sie an meinem Herzen, und ich war selig, daß sie mein sein wollte, der ich ihr im Verhältnis zu den andern so wenig zu bieten hatte. Wie sehr mußte sie mich lieben! Ein paar kurze, selige Wochen verlebten wir in St. Moritz, dann reisten wir zu einem kurzen Aufenthalt nach Davos, wohin mich allerlei Sportsinteressen riefen.

Wir hatten verabredet, unser Verlöbniß noch bis zum Frühjahr geheim zu halten, wo ich nach England zurückkehren wollte, um wieder meinen festen Wohnsitz in London zu nehmen. Dann sollte gleich unsere Hochzeit sein. Evelyn hatte mir versprochen, ihre eingegangenen Engagements bis dahin zu lösen.

Der erste, der uns in Davos begegnete, war Graf Lezinsky. Auch Hans Berber war dort. Wir gingen uns so viel wie möglich aus dem Wege, aber oft fühlte ich die blauen Augen von Hans mit einem bittenden, beschwörenden Ausdruck auf meinem Gesicht ruhen.

Ich wollte ihn nicht beachten. Zuweilen aber hatte ich doch die Empfindung, als wenn Evelyn Hans mit so schmachtenden, liebevollen Blicken verfolgte, daß ich vor Zorn errötete.

Ich schämte mich vor mich selber, daß ich so erbärmlich eifersüchtig war, und ich gab mir Mühe, mich zu beherrschen. Oft schien es mir auch, als ob Evelyn den Polen auszeichnete und als ob dieser in einem vertraulichen Ton zu ihr redete, den ich meiner Braut gegenüber nicht dulden konnte.

Evelyn lachte mich aus und suchte meinen Argwohn zu entkräften. Meine Eifersucht schien sie zu belästigen.

Eines Tages ging ich zu einer Stunde, in der ich sonst bei Evelyn weilte, in unser Klubhaus.

Durch einen Zufall wurde ich, ehe ich in das große Versammlungszimmer trat, im Vorzimmer zurückgehalten. Da hörte ich Evelyns Namen und lautes Gelächter.

„Es wird die höchste Zeit, daß sie einen Dummen findet, der sie heiratet,“ hörte ich den Grafen Lezinsky sagen, „denn sie ist nun wirklich passé.“

„Herr,“ rief ich, wild in den Saal stürzend, „was erlauben Sie sich zu sagen!“

Der Pole sah mich lächelnd an, stäubte nachlässig die Asche von seiner Zigarette und entgegnete, sich behaglich in den Klubsessel zurücklehnd:

„Ich kenne die Dame ziemlich genau, da sie drei Jahre lang meine Geliebte war.“

Ich wollte mich wie rasend auf den Sprecher stürzen, da rissen mich die andern zurück. Hans Berber war es, der mir zuflüsterte:

„Habe ich dir nicht gesagt, daß sie eine Dirne ist? Sei doch vernünftig!“

Meiner selbst nicht mächtig, gab ich ihm einen Schlag ins Gesicht.

Nie vergesse ich den entsetzten, fast gebrochenen Blick, mit dem Hans mich anstierte, dann führten ihn seine Bekannten aus dem Saal.

„Die Beleidigung meiner Braut sollen Sie mir büßen!“ schrie ich dem Polen zu, während mich die Klubmitglieder zur Tür drängten.

„Braut?“ lachte Lezinsky. „Na, dann viel Vergnügen. Gestern hat sie mich noch geküßt.“

Ich raste und tobte wie ein Wahnsinniger. Meine Freunde führten mich nach Hause. Erst wollte ich zu Evelyn, um ihr alles zu entdecken, dann verwarf ich es wieder. Erst mußte ich die Beleidiger züchtigen.

Zuerst saß ich ganz verstört da. Natürlich, er konnte nicht anders, ich hatte ihn ja geschlagen. Aber ein Schauer durchschüttelte mich doch. Am selben Tage schickte ich meine Sekundanten zu Lezinsky. Ich fühlte, es würde dem eleganten Polen ein Vergnügen machen, sich mit mir zu schießen, und ich war mir sicher, daß er es darauf abgesehen hatte, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Wahrscheinlich hatte ihn Evelyn zurückgewiesen, und er wollte sich nun an mir rächen, daß sie mich ihm vorgezogen.

Nicht eine Minute dachte ich an Evelyns Schuld.

Was soll ich dir sagen? Ich schoß meinen liebsten und innigsten Freund im Duell nieder, und der Pole jagte mir eine Kugel in die Brust, die mich lange ans Krankenlager fesselte.

Als ich wieder bei Bewußtsein war, brachte man mir einen Brief von Hans Berber, dessen breehende Augen ich im Wachen und Träumen vor mir sah.

Er schrieb mir:

„Lieber James!

Bevor ich von dieser Erde scheidet — ich fühle es, Du wirst mich töten — und ich mag auch, nach dem, was Du mir getan, nicht mehr leben — will ich Dir noch sagen, daß ich gerne sterbe, wenn ich Dich dadurch freimachen kann von dem Weib, daß Dich zugrunde richtet. Beifolgend der Beweis, daß sie Dich betrügt. Weine nicht um mich, denn ich habe das größte Freundesopfer gebracht, ich habe Dich erlöst!

Dein alter, getreuer Hans!“

Starr blickte ich auf die Einlage: ein duftiges Briefchen von Evelyns Hand. Es lautete:

„Lieber Hans Berber!

Sie müssen aber wirklich heute kommen. Ich weiß nicht, warum Sie mir ausweichen. Der eifersüchtige Othello James braucht Sie wirklich nicht zu genießen. Er ist blind und taub und meiner Liebe so sicher. Sie aber wissen, daß ich nur Sie liebe.

Immer Ihre Evelyn.“

Ich schrie laut auf vor Wut und Jammer. Ich tobte wieder in heftigen Fieberphantasien.

Als Evelyn zu mir kam, ließ ich sie, nachdem ich ihr meine ganze Verachtung ins Gesicht geschleudert, durch meinen Diener hinauswerfen. Ich hörte dann später, sie sei mit Graf Lezinsky auf Reisen gegangen.

Das war vor zehn Jahren. Ich bin dann ein stiller Mann geworden. Nie habe ich Hans Berbers Tod verwunden, und nie, nie werde ich die Reue los, daß ich ihm nicht geglaubt. Ich sehnte mich nach dem Ende; das Leben bot mir keine Freude mehr. Aber ich mußte leben. Ich hatte nicht das Herz, meiner Mutter so weh zu tun, indem ich freiwillig aus dem Leben schied. Ich ging unter die Piloten. Wenn man meinen Mut und meine Kühnheit pries, so war das weiter nichts als Lebensverachtung. Dort oben im Reich der Luft, da fühlte ich mich frei, da konnte ich alle Erdschwere abstreifen und hoch hinauf zur Sonne fliegen.

So wurde ich aus Menschenverachtung und Reue der große Flieger, dem die Welt zujubelte. Nur in der Gefahr, in der ich mein Leben hinwarf, sah ich eine Sühne für die ungeheuerliche Tat, den Freund dahingemordet zu haben, um eines Weibes willen, das mich und hundert andere betrog.

Und hier traf ich Evelyn wieder als die Gattin Köpplings, der wohl gleich mir ein Betrogener war. Du hast selbst erlebt, wie sie sich wieder mir zu nähern suchte, und wie ich sie abwies. Dieses Abweisen entflammte ihren Haß, und ihrer selbst nicht mächtig, wollte sie mich auf der unglückseligen Bobfahrt zwingen, ihr wieder zu gehören, so wahnsinnig auch dieses Beginnen war. Sie hat es mit dem Leben gebüßt, und ich will mich jetzt nicht zu ihrem Richter aufwerfen, trotzdem sie mir die schönsten Jahre meines Lebens genommen und meinem weiteren Dasein einen trüben Stempel aufgedrückt hat, der niemals ganz schwinden kann.

So, Du meine holde, süße, einzige Frau, nun weißt Du, was mein Leben so dunkel verschattet, und nun weißt Du auch, daß nur Du es wieder hellmachen kannst. Willst Du mir beistehen? Willst Du mein treuer Kamerad sein, der mir hilft, die Schatten aus der Vergangenheit zu bannen? Ich weiß, ich verlange viel, wenn ich Dich zum Weib begehre, meine holde Frau aus dem weißen Wunderwald. Viel mußt Du aufgeben und Wunden schlagen, die vielleicht nie verharschen und die mir selber wehtun. Aber Deine Liebe zu mir wird Dir Kraft geben. In dieser Liebe will ich leben. Ein nur bescheidenes Los kann ich Dir bieten im Verhältnis zu dem, was Du aufgibst, aber meine Liebe wird Dich hinauf bis zu den Wolken tragen, sie wird ewig sein.

Viele schwere und bittere Kämpfe wirst Du, meine Ingelid zu bestehen haben — ich weiß es. Du fühlst aber auch, daß es jetzt Deine Pflicht ist, Dich frei zu machen von dem Mann, dem Du doch nicht angehören kannst, weil Du ihn nicht liebst. In einer Stunde wird meine Mutter hier sein. Ich werde ihr von Dir, von unserer Liebe erzählen, ich habe ihr ja schon von Dir geschrieben, und sie wird Dich mit offenen Armen umfassen, wenn Du in ihren Schutz flüchten willst, falls man Dich und Deine Liebe, wie ich fast fürchte, schmähzt.

Ich bin den ganzen Nachmittag und Abend im Hotel. Eine Botschaft von Dir trifft mich zu jeder Stunde. Also sei mutig und stark, mein süßes Mädchen, dem ich immer nur wieder sagen kann: ich liebe Dich, wie einen letzten, heißen Traum, der nur mit meinem Leben endet.

Immer Dein James.“

Ingelid drückte den Brief an ihre Lippen, dann verbarg sie ihn schnell, denn Schritte, die ihr wohlbekannt, wurden draußen auf dem Gange laut. Ingelids Züge wurden stolz und hart, und in ihren blauen Augen tanzten schillernde Funken.

Ein leises Klopfen an der Tür, und Graf v. d. Decken stand im Zimmer.

Er war in tadellosem Besuchsanzug. Eine gewisse Feierlichkeit lag über seiner ganzen Erscheinung.

„Du wünschtest mich zu sprechen, Ingelid“, begann er, und es war, als sei ein rauher Klang in seiner Kehle. „Ich stehe zur Verfügung.“

Ingelid sah ihn prüfend an. Seine Ruhe, seine Formlichkeit hatten etwas Unheimliches.

„Ich wollte dir eine Aufklärung über den gestrigen Abend geben, Leo“, kam es zögernd von ihren Lippen.

„Ich werde mir noch heute die nötige Aufklärung verschaffen, verlaß dich darauf. Bevor ich weiter auf diese Angelegenheit eingehe, möchte ich dich doch darauf aufmerksam machen, daß es geradezu skandalös ist, wie Irmengard sich benimmt. Tante Bella ist außer sich, sie rauft sich die Haare und fällt in Krämpfe, daß Irmengard ihr einen solchen Schimpf antut. Prinz Günter ist Knall und Fall abgereist und Irmengard hat sich, ohne im geringsten auf uns alle Rücksicht zu nehmen, oben im Sanatorium einquartiert, um unter Aufsicht des Arztes Köpping zu pflegen. Skandalös ist die ganze Geschichte, und es ist deine Pflicht, einzuschreiten und deiner Schwester klarzumachen, daß sie ihren Ruf vollständig ruiniert. Ich selbst versuchte bisher vergebens, sie zu sprechen, und mir bleibt auch keine Zeit mehr, da ich es übernommen habe, die traurigen Ueberreste von Köppings Frau nach Berlin überzuführen, und mancherlei anderes mich noch in Anspruch nimmt. Du aber, Ingelid, du mußt, hörst du,

du mußt Irmengard bewegen, das Sanatorium sofort zu verlassen.“

Ingelid schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, ich denke nicht daran“, entgegnete sie. „Es war die erste freie Tat in Irmengards Dasein, und die sollte ich hindern? Was wißt ihr denn, die ihr nur in der Enge der Konvenienz lebt, von dem grossen Aufatmen der Liebe, das plötzlich alle kleinlichen Vorurteile abtut, um offen, frei und heilig seine große Liebe zu bekennen! Feige sind wir gewesen, alle waren wir feige — du und ich und Irmengard. In der Stunde der Gefahr, des Entsetzens über das furchtbare Unglück hat sie sich offen zu dem Manne bekannt, den sie liebte, und ich sollte sie zurückhalten, damit der andere, an dessen Seite sie vielleicht ein elendes Leben geführt hätte, sie nicht verläßt? Nein, Leo, wie Irmengard ihre Liebe bekannt hat, so will auch ich die meine bekennen, ohne Scheu und ohne Verstecken, denn du hast ein Recht auf mein volles Vertrauen.“

Finster streiften sie Graf v. d. Deckens dunkle Augen.

„Das sind Hirngespinnste, Ingelid, Träume, die auch wieder vergehen. Sieh,“ fuhr er etwas weicher fort, „ich begreife es ja nur zu gut, daß ein leidenschaftliches Mädchenherz einem Manne wie Wood zufliegt. Eure Phantasie sieht da tausend Dinge, die vielleicht gar nicht sind. Einen König glaubt ihr in dem Manne

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber

Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!



A. KRUPP  BERNDORF
für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

830  BM
für Alpaca

zu sehen, der so kühn und stolz täglich sein Leben wagt, der ganz andere Werte auszugeben hat als wir gewöhnlichen Sterblichen. Aber gerade weil ich das weiß, weil ich fühle, daß der gewaltige Sturm, der euch vorwärts treibt, mehr ein Spiel eurer Phantasie als der Zug des Herzens ist, darum, Ingelid, muß ich dich halten. Unterbrich mich nicht! Du hast ja gar keinen Begriff von der Liebe, die alles trägt, die alles duldet, die nicht das Ihre sucht. Du denkst nur an dich, was augenblicklich dein heißes Herz, deine Phantasie, deine Sinne entflammt, und du denkst nicht an das Ende. Mit verbrannten Flügeln kehrst du, mein armes Kind, von diesem Sonnenfluge heim. Sei's darum. Noch aber bist du meine Braut, noch kann ich dich halten, und ich tue es mit aller Kraft. Dem ungewissen Schicksal an der Seite des Fliegers liefere ich dich nicht aus, dazu bist du mir zu lieb, darum habe ich nicht so treu um deine Liebe gedient. Wenn du mir, wie ich dir sagte, in drei Monaten noch bekennen kannst: „Ich liebe ihn, und ich würde sterben, wenn ich ihn nicht erringen kann“, dann werde ich still zurücktreten. Aber so nicht, denn ich weiß, daß du ins Elend gehst. Du liebst ihn ja gar nicht. Die feinsten Fühler deiner Seele wurzeln ganz wo anders. Deine Leidenschaft verblendet dich. Komm doch zu dir, Kind! Nicht meinetwegen, sondern deinetwegen bitte ich dich, stürze dich nicht ins Unglück, suche in Ruhe zu überlegen, dich zu prüfen. Du rennst ja mit offenen Augen in dein Verderben.“

„Und wenn es schon zu spät ist?“ fragte Ingelid mit müder Stimme. „Wenn mein Schicksal sich bereits entschieden hat?“

„Ingelid!“ Wie rollender Donner grollte Leo's Stimme.

„Was siehst du mich so an!“ rief das schöne Mädchen heftig. „Wo bliebst du denn gestern abend, statt mich zu schützen, als ich in der Schneenacht allein mit Mister Wood durch den Wald lief? Du mußt Riele Vossen schöne Dinge sagen und ihr von deinem Innenleben erzählen, was du mir nicht sagen mochtest. Du mußtest“ —

„Laß, bitte, laß Riele Vossen aus dem Spiel. Es kommt dir nicht zu, die Gefühle dieses Mädchens hier mit hineinzuziehen. Wie sich auch mein Leben gestalten mag, ich werde immer der Freund dieses Mädchens bleiben, das so tapfer und stolz sein Geschick trägt, ungeliebt durchs Leben gehen zu müssen. Du hast ganz recht, ich hatte viel mit Riele Vossen zu reden. Sie teilte mir mit, daß sie Krankenpflegerin zu werden beabsichtige, und ich gab ihr einige Winke und Fingerzeige, wie es am besten sei, diesen Plan auszuführen. Das war alles, was ich mit Riele Vossen besprach.“

Ingelid sah ihren Verlobten verstört an.

„Und ich glaubte — ich hoffte“ — stotterte sie.

„Daß ich Riele als Ersatz für dich nehmen würde“, lachte er bitter auf. „Das hast du dir fein ausgedacht, als ob Heirat und Liebe ein Handelsgeschäft ist, das man nach Belieben wechselt. Riele ist ein tapferes Mädchen. Sie wird diese Enttäuschung ihres Lebens verwinden und sie wird, indem sie anderen nützt, für andere lebt, doch ein reiches Leben führen. Mir aber wird sie stets lieb und wert sein.“

Ohne eine Miene zu verändern, hatte Ingelid zugehört. Jetzt hob sie stolz den Kopf und sagte, während sie eine Rose, die auf dem Tisch stand, langsam zwischen ihren weißen Händen entblätterte:

„Sie hätte besser zu dir gepaßt als ich. Aber warum streiten wir uns denn? Auf Riele kommt es hier doch gar nicht an, sondern darauf, ob du mich jetzt freigeben willst. Ja oder nein?“

„Nein! Ich habe andere Ansichten über ein Verlöbnis, als du zu haben scheinst.“

„Auch nicht, wenn ich dir sage, daß ich James Wood liebe, glühend, unwandelbar — daß diese meine Lippen seine Küsse getrunken, und daß ich ihn wiedergeküßt habe? Auch dann nicht?“

Einen Augenblick blieb es totenstill im Zimmer.

„Also doch!“ kam es dann zwischen den zusammengepreßten Zähnen des Grafen hervor. „Dieses ehrlose Bube, das soll er mir büßen.“

Siedend heiß stieg das Blut in Ingelids Gesicht.

„Du willst dich doch nicht mit ihm schießen?“ stieß sie hastig hervor, während ihre bebenden Finger erschreckt Leo's Hand unklammerten.

Graf Leo lachte gellend auf und entriß ihr seine Hand.

„Hast du vielleicht Angst um diesen Schurken, der dich an sich riß, trotzdem er wußte, daß du meine Braut warst?“

„Er ist nicht schuldiger als ich. Die Liebe zwang uns zueinander.“

„Die Liebe? Und das sagst du, meine Braut? Wie habe ich dir vertraut, an dich geglaubt! Darum eben, weil ich dir vertraute, grenzenlos, ließ ich dich in der Gesellschaft des Fliegers. Ich wollte nichts Halbes, ich wollte dich ganz. Ich wußte wohl, ich konnte dich verlieren, wenn deine Liebe nicht ausreichen würde. Aber ich habe nie geglaubt, daß die Gräfin Rotteck sich selbst verlieren kann. Wie habe ich dich geliebt, als das Heiligste und Schönste im Leben. Nicht gewagt habe ich, deine Lippen zu küssen, aus Furcht, ich könnte sie entweihen, bevor ich nicht ganz deiner ungeteilten Liebe sicher war. Voll Zartheit habe ich um dich geworben, jeden Tag sah ich neue, zarte Keime erstehen, die mich mit Glücksjubel erfüllten.“

Und da kommt denn plötzlich ein Mensch, keiner kennt ihn, seine Vergangenheit, seine Zukunft — schön, stolz, schneidig, kraftvoll, mit Augen wie zwei sengende Sonnen, und die Stolzeste der Stolzen ist sein. Alles gibt sie hin für ihn: die beiden alten Leute, die sie erzogen, die für sie gedurft und die sie in ihrer Art geliebt, und den Mann, der sie wie nichts auf der Welt angebetet, den sie auch lieb gehabt, so recht von Herzen, wie man einen treuen Freund liebt, wenn auch vielleicht nicht mit der Flamme der Leidenschaft, den wirft sie von sich. Sie hat nicht mal so viel Achtung vor ihm, daß sie ihre Gefühle so lange beherrscht, solange sie sich noch seine Braut nennt. Nein, sie geht hin und läßt sich von dem anderen küssen und erwidert seine Küsse.

Fühlst du denn nicht,“ zürnte Leo, indem er Ingelids beide Hände ergriff und sie heftig schüttelte, „wie entehrend das für uns beide ist? Fühlst du denn nicht, daß du uns beide dadurch in den Staub gezogen hast? Sieh mich nicht so an,“ stieß er mit knirschenden Zähnen hervor, „sonst vergesse ich, was du mir gewesen, die nun jetzt Schmach und Schande über mich häuft!“

„Leo, Leo, ich bitte dich, sei nicht so heftig, höre mich doch nur an, laß dir erklären“ —

„Ich brauche deine Erklärungen nicht. Dem Schuft aber, der dich mir genommen, dem will ich zeigen, daß man mich nicht ungestraft bestiehlt.“

Er stürmte zur Tür.

„Leo!“ schrie Ingelid auf, und dann klang es noch einmal wie ein wimmernder Laut: „Leo!“

Er hörte sie nicht mehr.

Wild war er hinausgestürzt. Schmetternd warf er die Tür hinter sich ins Schloß.

Ingelid war wie gebrochen in einen Stuhl gesunken. Sie konnte gar nichts denken, gar nichts fühlen. Als wäre sie zu Boden geschlagen, so verharrte sie, betäubt, vernichtet.

Wie lange sie so gesessen, sie wußte es nicht.

Als sie wieder zu sich kam, da webten schon Schatten in dem Gemach. Der kurze Wintertag ging bald zur Rüste. Verstört strich Ingelid mit der Hand über ihre Stirn.

Was würde Leo nun ins Werk setzen? Er würde sich mit Wood schießen, gewiß, das würde er. Obwohl Leo oft das Duell als etwas Ueberflüssiges, ja Unsittliches hingestellt, blieb ihm doch kein anderer Ausweg — er mußte dem Gesetz der Ehre gehorchen, und einer — vielleicht beide würden die Opfer sein. —

Eine sinnlose Angst erfaßte Ingelid, sie wußte selber nicht, ob um James oder um Leo. Erzwungung erfüllte ihre Seele. Wer konnte, wer durfte helfen? Onkel Gerwin? Nein! Tante Bella? Nein! Ott? Nein, er flirtete jetzt wohl beim Fünf-Uhr-Tee. „James' Mutter!“ schrie Ingelid plötzlich auf. Sie, sie war ja gekommen, sie mußte helfen, sie mußte den Zweikampf verhindern. Sie hatte ihn doch auch lieb. Gleich wollte sie zu ihr, ihr alles sagen, ihr alles vertrauen, auch wie sie schuldig war. Sie sollte ihr helfen. Keiner von beiden durfte sterben, sie hatte sie ja beide so lieb, wenn auch so ganz verschieden.

Und während über Ingelids Gesicht heiße Tränen strömten, riß sie hastig ihre Sportmütze über die Ohren und fuhr in die Jacke. Nur schnell, nur fort!

Wie gejagt rannte sie zur Tür hinaus und an Tante Bella vorüber, die augenscheinlich zu ihr gewollt hatte und die ihr nun ganz verdutzt nachsah.

Erst als Ingelid das Freie gewonnen, hielt sie einen Augenblick inne.

Die Flocken wirbelten noch immer in der Luft, und die Dämmerung sank hernieder. Vom Sanatorium da drüben, wo Irmiengard am Krankenlager Köppings weilte, von dem man noch nicht wußte, ob er leben oder sterben würde, schimmerte ihr heller Schein entgegen, und auch im Hotel „Sanssouci“ flammten jetzt die Lichter auf.

Auf der Eisbahn übten noch einige Kunstfahrer ihre Schleifen, und hier und da klangen die Schellen der Schlitten. Tief vergraben lag Oberhof in seiner weißen Decke, still und feierlich, denn heute erschalle keine Musik, und selbst das frohe Lachen der Jugend war verstummt.

Und über den weißen, knisternden Schnee hastete die weißgekleidete Frauengestalt in fliegender Eile dem Hotel „Sanssouci“ zu.

Die Flocken fielen noch immer. Zu Tausenden taumelten sie herab und schmiegt sich wie weißer Samt über Höhen und Tiefen.

* * *

In dem so gemüthlichen Vestibül des Hotel „Sanssouci“ mit den behäbigen Eichenmöbeln, den tiefen Polsterstühlen, überstrahlt von elektrischem Licht mit schützenden Perlenghängen, war es um diese Zeit ganz leer.

Nur in der entferntesten Ecke der Halle hatte sich Kerlehen in ihrer roten Jacke in eine Sofaecke gedrückt und weinte.

Ihre Sportmütze lag achtlos am Boden. Wütend drückte Ursula ihr zu einem Knäuel geballtes Taschentuch in die Augen.

In demselben Augenblick schritt Hans Ulrich von Vossen eiligst über die Diele, dem Korridor zu.

Beim Anblick der Kleinen stutzte er zuerst erschreckt, dann glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

„Gnädiges Fräulein, Kerlehen?“ fragte er, eiligst auf sie zutretend. „Hat man Ihnen etwas getan? Hat man Sie geärgert?“

„Na, ich werde doch wohl noch weinen können“, gab sie erobst zurück, das Tuch noch fester an die Augen pressend. „Meinen Sie denn, es gäbe hier im ganzen Hause auch nur ein Fleckchen, wo man sich mal ausweinen kann? Kein Gedanke! Oben fragt

Mama in allen Tonarten, was mir fehle, im Speisesaal geht der Oberkellner spazieren und guckt mir ins Gesicht, im Schreibzimmer sitzt einer und schreibt ellenlange Liebesbriefe, und nicht mal hier, wo sonst um diese Zeit keine Katze ist, bleibt man ungeschoren.“

Hans Ulrich lachte amüsiert auf.

„Ja, aber Kerlehen, müssen Sie denn absolut weinen?“

„Na, Sie! Sie sind auch einer! Erst rasen Sie wie wild die gefährliche Bobbahn herunter. Es sah gräßlich aus, wie die „Hexe“ plötzlich durch die stark angezogene Bremse hin und her schwankte und dann plötzlich oberhalb der Unglücksstätte hielt. Ich stand drüben hinter der Eiswand und konnte nicht herüber. Es hätte ja gar nicht viel gefehlt, und die „Hexe“ mit ihrer ganzen Mannschaft hätte das gleiche Los getroffen wie den „Aar“.“

„Aber Sie sehen doch, gnädiges Fräulein, daß uns nichts passiert ist. Freilich, der arme Köpping und seine Frau! Es soll schlecht mit ihm stehen.“

„Ja, und seine Frau ist tot,“ schluchzte Ursula auf. „und ich — ich war immer so häßlich zu ihr — ich mochte sie nicht leiden.“

„Und darum weinen Sie hier?“

Ursula sah ihn mit ganz sonderbar großen Augen an.

„Ach, um alles weine ich. Um sie auch. Ich möchte am liebsten sterben.“

„Aber, gnädiges Fräulein, Urselchen, Kerlehen“, tröstete Hans Ulrich mit heimlicher Freude.

Im Augenblick saß er an ihrer Seite und legte beruhigend seinen Arm um ihre Schulter.

Kerlehen's Tränen aber strömten noch heißer; sie ließ es jedoch geschehen, daß Hans Ulrich ihr Köpfchen sanft an seine Brust bettete.

„Du, mein Kleines, Liebes“, flüsterte er zärtlich. „Weißt du denn nicht, daß ich dich furchtbar lieb habe?“

„Du? Ist das wahr?“

Durch die hellen Tränen lachten Ursulas Augen glückselig auf.

„Ist das wirklich wahr? Schwöre mal!“

Hans Ulrich hob lächelnd die Schwurfinger.

„Du Dummerchen, hast du denn das nicht gewußt?“

„Ja,“ nickte sie, „sonst schon, aber heute; wo alles mit einem Mal so furchtbar ernst und traurig war und du“ — sie merkte gar nicht, daß sie ihn zu seinem Entzücken auch mit „Du“ anredete — „gleich über alle Berge warst und dich gar nicht um Kerlehen kümmerst, da meinte ich, sterben zu müssen.“

„Und da suchtest du dir ein Plätzchen zum Weinen hier in der Halle, wo jeder vorüber muß? Liebe, süße, einzige Ursula! Totküssen könnte ich dich dafür.“

Und doch berührte er ihren jungen, frischen Mund mit seinen Lippen nur ganz zart und sacht.

Ursula ließ es ruhig geschehen. Eng kuschelte sie sich wie ein Kind in seine Arme und seufzte, während sie energisch ihre Tränen trocknete:

„So, nun kommt alles wieder ins rechte Gleis, aber weißt du, das Bobfahren, das gewöhne ich dir noch ab.“

„Wenn du kannst, mein Süßes, immer zu.“

„Ach, Frauen können alles!“

„Stimmt! Sogar Männer zu Liebeserklärungen bringen, die sie noch einen Tag bei sich behalten wollten. Jawohl, mein Lieb, bei der nächsten Bobfahrt mit dir, die du mir versprochen, sollte es vor sich gehen.“

„Ja,“ lachte Kerlehen auf, „so steht's mit den Vorsätzen der Männer. Jetzt aber, du Schlingel, komm'

mit zu Mamma, die sich gewiß über mich schon zu Tode ängstigt. Wir wollen ihr nur gleich reinen Wein einschenken, denn weißt du, so eine Mutter — die sieht alles. Vertuschen gibt es da nicht!“

„Das haben wir ja auch gar nicht nötig, Kerlehen, Gott sei Dank nicht!“

„Du,“ besann sich Ursula, plötzlich aufspringend und eifrig an seinem Rockknopf drehend, „weißt du auch, daß ich gar kein Geld habe — absolut nicht?“

„Ich habe genug für zwei oder auch für drei und vier“, rief er jubelnd, das bräutliche Mädchen in seine Arme ziehend.

Ursula wehrte ihm errötend.

„Aber Ansprüche, tolle Ansprüche habe ich.“

„Ei, das wäre. Na, denn man los. Was willst du denn?“

„Dich, dich will ich ganz!“ rief Ursula erglühend, glückselig ihr Köpfchen gegen seine Brust pressend.

Er küßte sie innig und bewegt.

„Und ich will auch etwas als Hochzeitgabe“, betonte er weich. „Kerlehen, deinen lieben, alten Rollschlitten, mit Rosen bekränzt, den will ich haben, Ursula, und dich dazu, mein geliebtes Kerlehen, sonst nichts in der Welt. Da können sich denn noch mal dereinst unsere Kinder mit „Kerlehen“ amüsieren. Ist das nicht fein?“

Sie legte ihm ihre kleine, energische Hand auf den Mund, und dann zog sie ihn lachend zur Tür.

„Du bist doch ein süßer, dummer Junge.“

Arm in Arm stiegen sie dann die Treppe hinan, um Ursulas Mutter ihr Glück zu künden, während ernst, gemessen, hochaufgerichtet die dunkle Gestalt des Grafen v. d. Decken in die Halle trat, der sich anschickte, von Mister Wood Reehenschaft zu fordern.

Leo sah noch das zärtliche junge Paar die Treppe hinansteigen, und die Falte auf seiner Stirn wurde noch tiefer, der Blick seiner Augen dunkler.

„So taumelt einer nach dem anderen wie die Motta zum Licht,“ dachte er, „und wie viele versengen sich doch dabei die schimmernden Flügel.“

James Wood schritt in seinem Zimmer unruhig über den weichen Teppich.

Es war ein großes, hohes, mit behaglicher Eleganz eingerichtetes Gemach, das sich nach Süden zu einer großen Loggia öffnete.

Die Vorhänge waren noch nicht zugezogen, durch die breiten Fenster blickte man über verschneite Gartenanlagen und Wiesengelände hinüber zum Schloßhotel, das hell in elektrischem Licht erstrahlte. Auch James Wood hatte die elektrischen Flammen im Zimmer angedreht.

Wie unerträglich doch das Warten war.

Da endlich ein leises Klopfen an der Tür.

Der Boy meldete: „Graf Leo v. d. Decken.“

„Ich lasse bitten“, antwortete Wood, und er erschrak selbst vor dem eigenen Klang in seiner Stimme.

Einen Augenblick lehnte er seinen Kopf gegen die Tür, die zum Nebenzimmer führte.

Nein, sie konnte nichts hören, seine Mutter, die noch durch eine zweite Tür von ihm getrennt war. Sie ruhte jetzt gewiß von den Anstrengungen der Reise aus. Er hatte sie seltsam matt und angegriffen gefunden.

Graf Leo stand, den Hut in der Hand, in feierlicher Haltung vor ihm.

„Ich bin gekommen, Mister Wood,“ begann er förmlich, „um mir einige Aufklärungen von Ihnen zu erbitten.“

„Ich stehe ganz zur Verfügung, Herr Graf.“

Leo neigte leise den Kopf.

„Es ist Ihnen bekannt, mein Herr, daß die Gräfin Rotteck meine Braut ist.“

„War, Graf v. d. Decken, war. Seit gestern ist sie es nicht mehr.“

„Herr!“ brauste Leo auf. Aber er bezwang sich sogleich und antwortete kühl:

„Ihre Auffassung hat mit der Tatsache nichts zu schaffen. Es handelt sich darum, ob Sie wußten, daß es die Braut eines anderen war, die Sie gestern, als durch Zufall die Dame Ihrem Schutze anvertraut war, in Ihre Arme rissen?“

Dem Flieger grub sich eine tiefe Zornesfalte in die breite Stirn. Seine Augen flammten dunkel auf, fast noch dunkler als die Leos, aber er war äußerlich ziemlich beherrscht, als er entgegnete:

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, Herr Graf. Ob ich das mir entgegengebrachte Vertrauen gemäßbraueht, kann doch wohl allein die Gräfin Rotteck entscheiden.“

„Die Gräfin Rotteck steht, solange sie meine Braut ist, unter meinem Schutz, und ich herkläre Ihnen hiermit, daß Sie das Ihnen entgegengebrachte Vertrauen auf das gröbste gemäßbraueht haben. Ich, als der natürliche Beschützer meiner Braut, verlange Rechenschaft von Ihnen über Ihr Verhalten.“

Einen Augenblick war es, als wollte sich der Flieger mit erhobener Faust auf den Grafen stürzen. Er beherrschte sich aber meisterhaft und bemerkte mit einem feinen, sarkastischen Lächeln:

„Wenn sich die Gräfin Rotteck durch mein Benehmen im geringsten beleidigt fühlt, so bin ich natürlich gern zu jeder Genugtuung bereit, wie ich mich Ihnen auch zur Verfügung stelle. Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen?“

Einen Augenblick blieb es totenstill im Zimmer. Es war, als glitte ein banger Todesseufzer durch das Gemach.

Erwartungsvoll, kühl und doch gebieterisch richteten sich die grauen Augen des Fliegers in die dunklen seines Gegners.

Leos Gestalt straffte sich. Der dunkle Kopf legte sich zurück, und ein Blick tödlichen Hasses traf die hohe Gestalt des Engländers.

„Ja,“ kam es, jedes Wort schwer abgewogen, von seinen Lippen. „Ich habe Ihnen noch zu sagen, daß Sie ein Schurke sind!“

Ein Schrei der Wut brach von James' Lippen. Mit einem einzigen Satz sprang er auf Leo zu, und seiner selbst nicht mächtig, schrie er, während er Leo an der Brust packte und ihn wild schüttelte:

„Das Wort werden Sie mir bezahlen, noch heute, haben Sie verstanden?“

Unsonst versuchte Leo, sich der eisernen Faust des Fliegers zu entwinden.

„Halt' ein!“ tönte da plötzlich von der Tür her eine Frauenstimme. „Allmächtiger Gott, halt ein, James, er ist dein Bruder!“

Bleich, mit erdfahlem Gesicht taumelte der Engländer zurück und starrte auf seine Mutter, die, auf Ingelids Arm gestützt, aber doch hoch aufgerichtet in der Tür stand und so seltsame Worte sprach.

Leo aber lachte gellend auf und blickte verächtlich auf die blasse Frau mit dem leicht ergrauten Haar, die so innig vereint mit Ingelid stand, während es stoßweise von seinen Lippen kam:

„Das ist ja wirklich ganz brillant eingefädelt. Alles wie auf dem Theater. Die Mutter mit dem Segen ist auch gleich zur Stelle und hält die ungetrene Braut schützend umfangen. Ich habe hier wirklich nichts mehr zu sagen. Sie werden noch heute von mir hören.“

Ohne die drei auch nur noch mit einem Blick zu streifen, wandte er sich zur Tür. Da aber stürzte Woods Mutter verzweifelt auf ihn zu und umschlang sein Knie.

„Hast du nicht verstanden?!“ schrie sie auf. „Er

„Ist dein Bruder, mit dem du dich schießen, den du töten willst!“

Leo löste mit rauher Gewalt die ihn umklammern- den, blassen Hände der noch immer schönen Frau, und sagte kalt:

„Ich habe keinen Bruder. Die Komödie, gnädige Frau, ist wirklich ganz überflüssig.“

Jetzt riß James Wood, der sich von seinem ersten Schreck erholt hatte, seine Mutter empor und zu sich herüber.

„Hierher, zu mir, Mutter!“ gebot er. „Willst du dich auch noch mit Schmähungen lassen? Was schert dich dieser hier?“ Und zu Ingelid, die herzutreten war, flüsterte er entsetzt:

„Ihr Geist ist verwirrt, die Angst um mich hat ihren Verstand getrübt.“

Ingeild aber schüttelte den Kopf und vertrat Leo, der soeben die Tür erreichte, den Weg.

„Willst du nicht wenigstens anhören, Leo, was diese so schwergeprüfte Frau dir zu sagen hat?“

Er maß Ingelids Gestalt mit stolzen Augen.

„Ich kenne diese Frau nicht, und ich will sie nicht kennen. Was sie mir zu sagen hat, ist mir vollständig gleichgültig. Gib den Weg frei, ich bitte dich!“

Mrs. Wood aber hatte sich von den Armen ihres Sohnes freigemacht und trat in hoheitsvoller Haltung noch einmal zu Leo.

Ihre braunen Augen — er meinte, seine eigenen Augen zu sehen — irrten über sein Gesicht, und dann sagte sie voll schmerzlicher Resignation:

„Wie konnte ich auch denken, daß die Stimme des Blutes in ihm sprechen würde, die Stimme, die ja auch so lange in mir geschwiegen. Doch nein,“ schrie sie auf, „nie, nie war sie ganz stille, immer hat sie in mir gelebt, aber ich wollte nicht auf ihren Laut hören, ich wollte ihr nicht folgen!“

„Meine Mutter ist krank!“ rief Wood rauh dazwischen. „Ich bitte, achten Sie nicht auf das, was sie spricht, und verlassen Sie uns.“

Mrs. Wood sah mit einem fangen Blick zu ihrem Sohn hinüber, dann sagte sie mit fester Stimme:

„Dein Vater, Leo, Graf Gerd v. d. Decken, so wahr mir Gott helfe, war mein rechtmäßiger Gemahl, und du bist mein jüngster, mir fast dreißig lange Jahre vorenthaltener Sohn. Nun gehe hin und schieß' mir den andern Sohn tot oder laß ihn zum Brudermörder werden.“

Die Worte der todblaffen Frau trugen so überzeugend den Stempel der Wahrheit, daß alle, wie zu Stein erstarrt, einen Augenblick dastanden und ihr in das von Schmerz verzogene Gesicht starrten.

„Mutter!“ stöhnte endlich James auf. „Mutter!“

„Mein armer Junge,“ sagte sie zärtlich, „dich, dich wird es am schwersten treffen, denn du hast mich geliebt, während der andere vergessen hat, daß er je eine Mutter gehabt.“

„Meine Mutter ist tot“, murmelte Leo, mit der Hand über die Stirn streichend, auf welcher ihm der Schweiß in dicken Tropfen stand. „Schon als Kind ging ich oft in unsere Familiengruft, um Blumen auf die Stelle zu legen, wo der Sarg meiner Mutter stehen sollte, wenn es gelang, ihre Leiche aufzufinden. Und mein Vater ließ es geschehen. Er litt, da ich um sie weinte, die, wie er mir erzählte, im Luganer See auf einer Reise ertrunken war.“

Ein Schluchzen entrang sich der Brust der Frau, als sie, düster vor sich hinstarrend, sagte:

„Er war ein harter Mann, dein Vater, Leo. Eisern war sein Wille, eisern sein Gebot. Ich ging an seiner Härte zugrunde, obwohl ich ihn liebte. Ingelid, mein Kind, komm zu mir, laß mich deine liebe Hand fassen und hilf mir Leo bitten, daß er mich hört, der so kalt, so mitleidlos mir ins Auge sieht.“

„Ich wüßte wirklich nicht, gnädige Frau, was

wir uns zu sagen hätten. Wenn Sie wirklich ein Recht haben sollten, mich Ihren Sohn zu nennen, was ich nach allem, das ich von meinem und dem Leben meines Vaters weiß, sehr bezweifeln muß, so haben Sie selbst das Recht verwirkt, mich als Ihren Sohn zu betrachten, weil dreißig lange Jahre hindurch die Mutter nicht den Weg zu ihrem Kinde fand.“

„Du bist grausam,“ zürnte Ingelid, indem sie die zarte Frau tröstend umschlang. „Ein Sohn hat stets die Pflicht, zu hören, was seine Mutter ihm zu sagen hat, selbst wenn weite Welten ihn innerlich von ihm trennen. Ich fordere von dir, daß du deine Mutter hörst, Leo, ich fordere es von dir als meine Braut!“

„Meine Braut?“ Höhnend fuhr er auf, während James in blinder Wut sich seine Fäuste in die Augen preßte.

Leo aber fuhr fort:

„Hast du dich nicht selbst mit Gewalt von mir freigemacht?“

Ingelid schüttelte den Kopf.

„Nein, Leo, ich habe dir nur gesagt, daß ich James liebe, ich habe dich gebeten, mich freizugeben. Du hast es abgelehnt, ich bin also an dich gebunden, bis selbst das Wort ausspricht, das mich freimacht.“

„Und wenn ich dich beim Wort halte? Wenn ich dich nicht lasse?“

„So werde ich, wie ich gelobt, dein Weib, und du — du trägst die Folgen für das, was kommt und kommen muß.“

Wie ein Schauer ging es über die Anwesenden hin. Als ob der Mann mit der Hippe in der Tür lauerte und grinsend ein Opfer heischte.

James Wood sah mit finsternem Blick auf das Mädchen, das sich, wie er meinte, zu Leo bekannte, um ihn zu entlasten. Ein wütender Schrei drängte sich in seine Kehle, aber er unterdrückte ihn, um die blasse Frau da, die seine Mutter war, nicht noch mehr zu erregen.

Schüchtern fast trat er zu ihr und faßte sie bei der Hand, um sie zu einem Polster zu führen.

„Willst du nicht alles sagen, Mutter?“ fragte er mit zitternder Stimme. „Alles?“

Sie nickte.

„Leo v. d. Decken wird und muß mich hören,“ gebot sie, zu Leo hinüberblickend, der stolz und doch unschlüssig dastand und auf die Frau starrte, die ihm so fremd war, ganz fremd, und die vorgab, seine Mutter zu sein.

Zögernd wandte er sich zu ihr.

„Sie behaupten da Dinge, gnädige Frau,“ bemerkte er mit einer leichten, halb spöttischen Verbeugung, „über die ich Sie allerdings um Aufklärung bitten möchte. Wollen Sie sich möglichst kurz fassen, denn meine Zeit ist wirklich gemessen.“

Die schlanke Frau in dem einfachen, schwarzen Gewande, die ganz in sich zusammengesunken auf dem Polster kauerte, sah ihn mit einem langen, schmerzlichen Blick ins Gesicht und machte eine Geste, die ihn einlud, Platz zu nehmen.

Leo beachtete sie nicht. Er stand abwartend, und sein Blick suchte Ingelid, die sich zärtlich um die fremde Frau dort mühte, sanfte, ermutigende Worte zu ihr sprach, ihr die Schläfen mit kölnischem Wasser rieb und sich so töchterlich gebärdete, als hätte sie diese Frau immer gekannt.

Ein heißes Weh krampfte Leos Herz zusammen. Was wollte man eigentlich von ihm? War das alles eine durchdachte Komödie, oder hatte diese Frau dort wirklich ein Anrecht an ihn?

Eine quälende Angst, ein stechender Schmerz bohrte sich in sein Herz. Er fühlte plötzlich, wie ihm Ingelid, die sich so selbstverständlich zu der fremden Frau hielt, innerlich immer mehr entglitt, wie sie ihm ferner und ferner rückte. Und er hörte die Stim-

me der Engländerin wie aus weiter Ferne, und er mußte sich Mühe geben, das zu fassen, was sie sprach.

Mit müder, fast tonloser Stimme begann Mrs. Wood zue rzählen.

Leo stand am Fenster und starrte in den Flockentanz hinaus, während James, den Kopf in beide Hände vergraben, vor seinem Schreibtisch saß und dumpf vor sich hinbrütete.

Nur Ingelid hielt sich zur Seite der Frau, die so leise sprach, als hallten verwehte Glöckentöne durch das stille Gemach:

„Ich bin eine Deutsche, eine Waise. Mit 15 Jahren kam ich nach England. Mein Hang zur Musik und meine Stimme drängten mich gewaltsam auf die Theaterlaufbahn, aber die Verwandten, bei denen ich in England lebte, wollten nichts davon hören. Sie hielten es für vorteilhafter, mich zu verheiraten, und ich war zu jung und unerfahren, um mich energisch dagegen zu wehren. In dem Hause meiner Verwandten verkehrte ein junger Engländer, William Wood, dessen Vermögensverhältnisse lediglich gute waren. Und da er mir sonst auch gefiel und feierlichst gelobte, meine musikalischen Fähigkeiten und meine Stimme weiter ausbilden zu lassen, wurde ich seine Gattin. Ich war siebzehn Jahre alt, und ich wußte nichts vom Leben. Trotzdem habe ich es nicht bereut, daß ich William Woods Weib wurde. Es war dein Vater, James.“

Der Flieger war aufgestanden und auch zu seiner Mutter getreten. Stumm küßte er ihr die Hand.

Leo rührte sich nicht.

„Ein einziges Jahr nur“, fuhr Mrs. Wood fort, „gehörte er mir. Eines Tages — James war erst ein paar Wochen alt — brachte man mir William ins Haus, bleich und tot. Er war mit dem Pferde gestürzt, und ich stand mit meinem kleinen Kinde allein in der Welt.“

Ich war fassungslos vor Schmerz und Jammer. Aber man rüttelte mich auf und bedeutete mir, daß ich leben, daß ich mir einen Erwerb suchen müßte, da William mir nicht so viel hinterlassen, um ausreichend mit meinem Kinde leben zu können.

Innerlich noch ganz gebrochen, beschloß ich, meine musikalischen Kenntnisse zu verwerten und meine Studien zu vollenden, um mir und meinem Kinde eine Existenz zu schaffen. In der Kunst, in der stillen und heiligen Begeisterung für alles Große und Schöne fand ich mich wieder, und der Schmerz um den Gatten wurde milder, bis Jugendlust und Jugendkraft wieder emporhossen, und mein alter Hang zur Fröhlichkeit erwachte. Wie ein Traum lag die Vergangenheit hinter mir, und vor mir breitete sich das Leben sonnig und licht.

Mein erstes Auftreten im Theater — ich sang die Agathe im „Freischütz“ — war für mich ein Tag des Triumphes und des Glanzes. Ich war wie in einem Taumel, und ich erinnere mich noch, daß ich am Abend, als ich aus dem Theater heimkehrte, meinen kleinen, schlafenden James aus seinem Bettchen riß und wild mit ihm im Zimmer herumtanzte, bis er weinte und ich bin, erschrocken über mich selbst, schnell niederlegte.

Mein Berufsleben, oft durch erfolgreiche Gastspiele unterbrochen, glich einem einzigen Triumphzug. All das Häßliche, was dem Theaterleben anhaften soll, blieb mir fern. Wie ein Schmetterling gaukelte ich durchs Leben, geliebt, gefeiert und grenzenlos verwöhnt von der Gunst des Publikums.

Da, anlässlich eines Gastspiels in Deutschland, wo ich meinen geliebten deutschen Wald wiedersah, ereilte mich mein Schicksal.

Ich hatte zum ersten Male die Elsa gesungen, und ich stand, unbraust von dem Beifall der Menge, um

ihr zu danken. Da fühlten sich plötzlich meine Augen gebannt. Unter all den mir jujubelnden Menschen erblickte ich nur eine Männergestalt, die über alle anderen hinwegragte und mir mit einem brennenden Blick ins Auge sah.

Die Hände des fremden Mannes rührten sich nicht, aber seine Augen grüßten mich heiß und bewundernd, und er neigte seine Gestalt vor mir, als ob er einer Königin huldige.

Die ganze Naecht schloß ich kein Auge. Immer sah ich die dunklen Augen des Mannes in heißer Leidenschaft auf mich gerichtet, und am Morgen erhob ich mich wie zerschlagen. Umsonst grübelte ich, ob ich ihm schon früher einmal gesehen, den Fremden, der mir so bekannt erschien, als hätte ich ihn schon oft gesehen.

Gegen Mittag brachte mir mein Mädchen einen Strauß köstlicher Orchideen und eine Karte:

„Graf Gerd v. d. Decken, dem es gestern vergönnt war, einen Gruß mit Elsa von Brabant zu tauschen, bittet, seine Aufwartung machen zu dürfen“, stand darauf.

Im ersten Augenblick hatte ich das Gefühl, als müsse ich ihm abweisen, gleich darauf aber überflammte mich das Begehren, ihm in seine nachtschwarzen Augen zu schauen, und ich ließ ihn eintreten.

Als er mir gegenüberstand, wußte ich, daß mein Schicksal sich entschieden.“

Mrs. Wood machte eine Pause.

Schwernützig glitten ihre Augen zum Fenster hinüber, wo Leo noch immer unbeweglich verweilte.

Es herrschte lautlose Stille.

Jetzt aber war es, als seufze Leo schwer auf.

Da begann Marga Wood von neuem:

„Ich konnte, ich wollte mich nicht wehren gegen diese Wendung meines Schicksals, die mir der Inbegriff aller Seligkeit dünkte. Erst jetzt empfand ich, was Liebe und Leidenschaft heißt. An William Wood dachte ich voll wehmütiger Freundschaft, Gerd v. d. Decken gehörte mein ganzes Herz. Wie im Taumel strebten wir beide aufeinander zu, und eines Tages, da war ich Gerds glückstrahlendes Weib, und mein armer, kleiner James hatte wieder einen Vater.“

„Wirst du mir auch das Opfer bringen können, deine Künstlerlaufbahn aufzugeben, Marga?“ hatte mich Gerd wenige Tage vor der Hochzeit gefragt. „Wirst du es nicht einst doch schwer bereuen, alles hingegeben zu haben für meine Liebe?“

Da fiel ich ihm jubelnd um den Hals. Alles könnte ich für ihm opfern, Leben und Seligkeit, nur seine Liebe wollte ich, ihm gehören, ganz die Seine sein.

Und dann kam ein glückseliges Jahr auf Wolfsau.“

Hier zuckte Graf Leo, wie von einem Schlag getroffen, zusammen. Er drehte sich schnell um, und mit weitgeöffneten Augen starrte er auf die Frau, die jetzt, wie in seliger Verzückung vor sich hinsah.

Wie schön mußte diese Frau mit dem grauen, welligen Scheitel und den lebhaften, braunen Augen einst gewesen sein, die noch jetzt ein so geheimnisvoller, eigener Reiz umging, den Leo wider Willen auf sich wirken fühlte.

„Ein glückseliges Jahr“, fuhr Frau Marga fort, „in dem wir uns ganz unserer Liebe und unserm Glück lebten. Der deutsche Wald mit seinen hohen Eichen und dunklen Tannen, der Wolfsau umschließt, sah all mein Glück und meine Seligkeit.“

Als Gott mir ein Kind schenkte, dich, Leo, meinte ich, den Gipfel aller Women erklimmen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

J. P. Morgan

Der Draht brachte kürzlich die Kunde, daß Pierpont Morgan, der meistgenannte von all den vielgenannten amerikanischen Eisenbahnkönigen und Großindustriellen, gestorben ist. Mit ihm scheidet eine der stärksten Individualitäten aus dem Leben, ein Mann, der eine fast beispiellose Machtfülle in seiner Hand vereinigt hatte. Der Steeltrust, die gewaltigste aller industriellen Kombinationen der Welt, die ein Aktienkapital von 900 Millionen Dollar und ein Prioritätenkapital von 400 Millionen Dollar, also nahezu 6500 Millionen Kronen umfaßt, stand unter seiner Kontrolle, und von den großen Bahnsystemen waren die Northern Pacific, die New-York-Zentralbahn und die Southern Railway seiner Einflußsphäre unterworfen. Er hat es verstanden, von Jahr zu Jahr seine Einflußsphäre zu erweitern und allmählich neben Rockefeller zum führenden Finanzmann der Vereinigten Staaten vorzurücken, welche Stellung er stets behauptet hat. Seiner Energie und Hilfsbereitschaft war es auch zu danken, daß in der großen Krise von 1907 die New Yorker Börse, ja sogar das ganze Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten vor dem drohenden Zusammenbruch bewahrt wurde. Es war wohl der größte Triumph seines Lebens, daß Präsident Roosevelt, der energischste Bekämpfer der Trusts, ihn in seinem Bureau aufsuchte, um von ihm finanzielle Hilfe für die Stockexchange zu verlangen. Morgan stellte bereitwilligst 50 Millionen Dollar bares Geld zu dem außerordentlich billigen Satze von 5 Prozent zur Verfügung, um dem Markte über die größte finanzielle Schwierigkeit hinwegzuhelfen. Als das Börsenkomitee eine Woche danach weitere 50 Millionen forderte, gab er sie ebenso bereitwillig her, diesmal aber nur zum Satze von 20 Prozent. Aber er setzte sein Rettungswerk fort, indem er seinen Sohn, den Mitchel des Londoner Bankhauses J. P. Morgan u. Co. nach Paris entsandete, um von der Banque de France finanzielle Hilfe, vor allem aber Gold, welches damals in den Vereinigten Staaten ungemein rar war, zu fordern. Das Haus Morgan erklärte sich bereit, die Garantie für alles dem Markt zur Verfügung gestellte Geld zu übernehmen, und die bloße Tatsache, daß die Banque de France ihre Hilfe zusagte, brachte die Krise zum Stillstand. Es ist anzunehmen, daß Morgan, der an so vieles gedacht hat, auch über das große und reiche Erbe, das Eingeweihte auf über 300 Millionen Dollar schätzen, zweckmäßig verfügt hat.

Das System der Vertrustung in den Vereinigten Staaten ist an den Namen Morgans geknüpft, denn von „Morganisation“ spricht man, wenn die Entwicklung der amerikanischen Volkswirtschaft zu den großen industriellen Organisationen gekennzeichnet werden soll. Welche Rolle aber Morgan dabei spielt, wird man aus der folgenden Darstellung entnehmen, die zu einer Zeit geschrieben wurde, da Morgan auf dem Gipfelpunkt seiner Macht gestanden hat. Um die auch außerhalb der Union bekannten Eisenbahnkönige Amerikas, welche mit ihren Verbündeten durch Aktienbesitz und Einfluß das kolossale Eisenbahnnetz von 225.000 (englischen) Meilen zum größten Teil beherrschen oder, besser gesagt, exploitierten, hat sich mit der Zeit in Amerika ein ganzer Sagenkreis gebildet. Sieben Männer beherrschen etwa drei Viertel aller amerikanischen Eisenbahnen. So vollständig ist ihre Herrschaft, daß etwa 9 von je 10 Tonnen Fracht und etwa 9 von je 10 Reisenden ihnen direkt oder indirekt Tribut entrichten müssen. Diese sieben Männer sind: J. P. Morgan, William K. Vanderbilt, H. Clay Frick, George

J. Gould, James H. Hill, Edward Harrymann und William H. Moore. Jeder von diesen hat allerdings seine Leutnant, Freunde, Bankiers, die ihm unterstützen und sich an seiner Herrschaft beteiligen. Aber die „Kontrolle“, die diese sieben Männer ausüben, ist tatsächlich eine fast unumschränkte. Dabei haben sie keineswegs die größere Hälfte der Aktien der von ihnen „kontrollierten“ Unternehmungen zu eigen. Mr. James Hill hat niemals auch nur ein Fünftel der Nordbahnaktien besessen. Mr. Frick hat kein Viertel der Pennsylvania-Aktien. Mr. Frick hat nur einen sehr bescheidenen Anteil an den Aktien der Union-Pacificbahn. Aber tatsächlich sind sie die Herren dieser Unternehmungen. Die Herrschaft Morgans erstreckte sich über zwanzig Linien mit einer Länge von mehr als 35.000 Meilen. Und Morgan war eigentlich kein Eisenbahnmann, sondern Bankier. Er hat die Herrschaft über dieses große Netz sozusagen zufällig erworben, während jenes furchtbaren Jahrzehntes, das den Niederbruch und die Rekonstruktion der Hälfte aller amerikanischen Eisenbahngesellschaften sah. Sein Einfluß ist, das muß gesagt werden, immer im Sinne des Friedens ausgeübt worden. Er war immer gegen Tarifkriege und gegen nutzlose Streitigkeiten jeder Art gewesen. Man hat nicht mit Unrecht von ihm gesagt, daß einige Eisenbahnen, die er sanierte, bevor er sie in die Hand nahm, sich betrogen wie die Gassenjungen und unter seiner Leitung Gentlemen in feinen Kleidern wurden. In den letzten Jahren ist Morgan in der öffentlichen Phantasie sozusagen etwas zurückgetreten. Das Publikum interessiert sich mehr für Hill und Harrymann und deren glänzende Erfolge. Zum Teil hängt das damit zusammen, daß Morgan es nicht liebte, sich selbst in den Vordergrund zu stellen. Er gehörte nur einer einzigen von seinen Bahnen, der New-Yorker Zentralbahn, als Direktor an. In den anderen, wie zum Beispiel der Nord-Pacific-Bahn, der Erie-Bahn und der Südbahn, bekleidete er keinerlei Amt. Er war ein eminenten Menschenkenner, suchte sich seine Leute aus und gab ihnen dann unumschränkte Vollmacht. Daß er ein eminenten Kopf war, konnte man daraus ersehen, daß er selbst mit den Vanderbilts und James Hill fertig zu werden wußte.

Handel mit Frauen

Die Geschichte der Völker und des Rechtes zeigt uns, daß der Unterschied zwischen einer Frau und einer Handelsware nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern anerkannt wurde. Der Charakter der Frau als Marktware hat sich bis zum heutigen Tage teils symbolisch, teils aber im wahren Sinne des Wortes erhalten, und wenn auch scheinbar ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen dem Ringe, den der deutsche Mann seiner Braut gibt, und zwischen den drei Elefantenzähnen, mit denen der Neger von Viktoria Nyanza sein Eheweib erwirbt, so stammen diese beiden Erscheinungen dennoch aus derselben Wurzel. Der Ring ist nichts anderes als ein symbolischer Rest des Kaufpreises, den der Mann ursprünglich dem Gewalthaber der Frau, später der Frau selbst dafür entrichten mußte, daß sie sein Eheweib wurde.

Nicht bei allen Völkern hat der Frauenkauf diesen Prozeß der Umwandlung in eine symbolische Handlung mitgemacht und der Weg durch Sitte und Recht bis zur Höhe der heutigen Anschauung der Kulturvölker, bei denen die Frage nach dem Menschtum der Frau bereits zur moralischen Platttheit ge-

dichen ist, war langsam und schwierig. Charakteristisch für diesen Prozeß ist die Geschichte der römischen Ehe.

Der römische Hausvater hatte ursprünglich das Recht über Leben und Tod bei allen seinen Familienmitgliedern und es stand ihm uneingeschränkt zu, seine Frau und seine Kinder zu verkaufen. Bezüglich der Kinder sind dann mit der Zeit Verkaufsverbote aufgekommen, während sich die Gewalt des Mannes über die Frau einen anderen Rechtsweg gebahnt hat, indem die Anschauung Platz griff, daß ursprünglich mit dem früheren Gewalthaber der Frau, später mit der Frau selbst ein Vertrag der Ehe geschlossen wurde, in dem die Frau schließlich als Vertragsteil das Verhältnis zum Manne in ihre Hand bekommt und sich so der Gefahr, als Ware veräußert zu werden, gänzlich entgeht. Schließlich konnte man auch in Rom seine Frau nicht anders los werden als durch eine regelrechte Scheidung, wobei es aber dem Ehemann durchaus nicht überall benommen war, auch bei diesem Geschäft seinen Nutzen herauszuschlagen. Verkäufe von Ehefrauen mochten häufig genug vorgekommen sein unter Wahrung der Formalitäten, die für die Scheidung und Wiederverheiratung nötig waren, wobei man allerdings die erforderlichen Mittel zur Beugung des Willens der Frau mit in den Plan einbeziehen mußte. In dieser Form — wer kann es kontrollieren? — geht vielleicht auch noch heutigen Tages so manche Frau aus einer Hand in die andere über. Wo der Erwerb der Frau nur noch symbolisch im Wege des Kaufes erfolgt, dort fällt selbstverständlich ein gesetzliches Recht auf den Weiterverkauf der Frau weg, da ja das Schwergewicht der Eheschließung gar nicht mehr auf dem Kaufakt ruht.

Bei den orientalischen Kulturvölkern hat sich der Verkauf von Ehefrauen am längsten erhalten, was vor allem mit der Institution der Polygamie zusammenhängt. Bei den Moslim ist es insbesondere in Kleinasien geläufig, diejenigen Frauen, die die Zahl der rechtlich angetrauten überschritten, ebenso zu veräußern, wie man sie erworben hat. Die rechtlich angetrauten Frauen können nach dem Koran allerdings nicht verkauft werden, und die Ehe kann nur durch die vorgeschriebenen Scheidungsformalitäten (die gar nicht schwieriger Natur sind) gelöst werden. Doch hat es auch Fälle gegeben, in denen der Scheidung ein regelrechter Kaufvertrag zwischen dem Ehemann und einem dritten vorausging, worauf dann der Ehemann die Frau formell aus der Ehe entließ und dafür Sorge trug, daß sie dem Erwerber auch richtig angetraut wurde.

Auch die alten Germanen behandelten die Frau als Marktware. Sie erwarben ursprünglich ihre Frauen ebenso, wie sie andere Gebrauchsgegenstände erwarben, und veräußerten sie auf dieselbe Weise. Es ist ja geschichtliche Ueberlieferung, daß die Germanen ihre Frauen im Würfelspiel einsetzen, wenn sie den Wert ihres Vermögens bereits verspielt hatten. Dies ist zweifellos ein Hinweis darauf, daß die Ehefrau auch verkauft werden konnte und gewiß auch verkauft wurde. Im allgemeinen muß man sagen: so lange bei den Völkern Frauen im Wege des Kaufes rechtlich erworben wurden und das Gewicht der Eheschließung durchaus auf dem Kaufgeschäft lag, so lange konnte man die Frau auch rechtlich wieder veräußern.

Vermischtes

Schlank oder mollig? In einer Sitzung des niederösterreichischen Landtags hielt ein Abgeord-

netter, Herr Viktor Silberer, eine Philippika gegen die Schlankheit der modernen Frau. Er betrauerte das Ende jener Molligkeit, die einstens der Ruhm und der Stolz der Wiener Frauen gewesen sei, und meinte, daß diese Sucht, mager um jeden Preis zu sein, die Frauen häßlicher mache und der kommenden Generation Schaden zufügen müsse. „Es ist unglaublich,“ sagte Herr Silberer, „was alles die Frauen seit ein paar Jahren anwenden, um recht schlank zu werden und ja keine jener Rundungen und Ausbauchungen zu zeigen, die wir alten Wiener so geschätzt haben. Um Gotteswillen, nur keine Hüften, nur keinen Raum, den die Natur zur Schaffung der Nachkommenschaft braucht! Mit Miedern, die bis zu den Knien gehen, mit Medikamenten und Giften wird eine solche fescbe Frau in drei Monaten zur Schlangendame. Man betont überall die Hygiene und andererseits ruinieren die Frauen ihre Leiber und ihre Gesundheit, um den Forderungen der sezessionsistischen Künstler zu entsprechen, die oft sehr merkwürdige Ansichten haben. In Paris scheint man sich von der sylphidischen Dame schon zu entfernen und mehr der Rundung zuzuneigen. Ich habe immer schöne Frauen gewürdigt, aber mein Ideal sind immer noch die Venus von Milo geblieben und die Figuren Rafaels. Man muß sich von den modernen Luxusweibern abwenden und zu dem Ideal der alten italienischen Meister in Bezug auf Frauenschönheit zurückkehren.“ — Die „Neue Freie Presse“ äußert sich zu dieser Philippika in folgender Glosse: „Herr Silberer hat sicher recht. Diese Selmsucht nach der schlanken Linie beginnt schon ein wenig bizarr zu werden, und man kann nicht einsehen, warum eine erwachsene Frau unbedingt das Gewicht eines Pikkolo haben muß und es ein Vorzug sein soll, wenn eine Frau in den Dreißigern den Waffenrock ihres Neffen, der Einjähriger ist, anziehen kann, ohne daß sie dabei Beschwerden hat oder die blanken Messingknöpfe gefährdet. Die Begriffe haben sich wirklich sehr geändert, und dieselbe schöne Frau entre deux ages, die als Braut freudig errötete, als sie der Bräutigam einen molligen Engel nannte, würde jetzt auf ein solches Kompliment hin weinen und sofort nach Marienbad fahren. Herr Silberer wundert sich, wie die Mädchen und Frauen das rapide Schlankwerden ermöglichen, und wirklich geschieht auf diesem Gebiete Erstaunliches. Man kann beobachten, daß eine Schöne nur deshalb, weil ihre Freundin irgendwie drei Kilogramm abgenommen hat, an den Hungerstreik geht, bitteren Tee trinkt und so lange wie ein Eremit von Wurzeln lebt, bis ihr die Schneiderin Einhalt gebietet. Die Damen bekämpfen eben jedes Kilo wie einen bösen Feind, und ein Apotheker in einem vielbesuchten österreichischen Kurorte, bei dem sich alle Damen wiegen lassen, hat wochenlang mechanische Studien betrieben, bis er endlich seine Wage unauffällig so beeinflussen konnte, daß sie im Bedarfsfalle bis zu 5 Kilogramm zu wenig zeigt. Er sagt, er müsse das tun, weil sonst die Damen ingrimmig weggehen, während sie bei entsprechendem Mindergewicht hocheifrig sind und so lange kaufend in der Apotheke bleiben, bis eine Freundin kommt, der das fabelhaft leichte Gewicht gewissermaßen so an den Kopf geworfen werden kann. Wenn also auch der Stoßseufzer des Herrn Silberer über die mageren Jahre, die den fetten gefolgt sind, an sich durchaus berechtigt sein mag, so tut er doch den Frauen einiges Unrecht. Er vergißt, daß die Frauen schließlich nicht urplötzlich und aus purer Kaprice auf die Idee kamen, schlank zu werden. Wie auf jedem Gebiet, verhält es sich wohl auch hier: Nachfrage und Angebot begegnen einander, gleichen sich aus und regulieren den Verkehr.

Die Frauen wollen heute schlank sein, weil sie ganz gut bemerken, daß den Herren die Schlanken besser gefallen als die Molligen. Und umgekehrt, weil die schönen Frauen von heute schlank sind, so schwärmen die jungen Herren für die Mageren.“

General Kuropatkin über die „gelbe Gefahr“. Angesichts der Zuspitzung der mongolischen Frage gewinnt eine Veröffentlichung bedeutendes Interesse, die der General Kuropatkin, einer der besten Kenner dieser Frage, vor einiger Zeit in „Macclures Magazine“ gemacht hat. General Kuropatkin hat sich in diesen Ausführungen entschieden zu der Auffassung bekannt, daß eine „gelbe Gefahr“ besteht, und daß Europa von dieser Gefahr unendliche Schwierigkeiten zu erwarten hat. In dem russisch-japanischen Kriege — so sagt Kuropatkin — war es anfänglich für Deutschland und England sehr vorteilhaft erschienen, Rußland in einen Krieg mit Japan zu verwickeln, und, nachdem beide Nationen genügend geschwächt waren, gemeinsame Sache zu machen. Dagegen lag ein völliger Sieg der Japaner auf dem mandschurischen Schlachtfelde keineswegs im Interesse der europäischen Mächte. Denn im Verein mit China hatte das siegreiche Japan sein Banner mit der Losung „Asien für die Asiaten“ noch stolzer entfalten können. Die völlige Vernichtung aller europäischen und amerikanischen Unternehmungen in Asien wäre die erste Aufgabe dieser neuen Großmacht gewesen, die in der Verdrängung der Europäer aus Asien ihr letztes Ziel erblickt hatte. Im folgenden Kapitel läßt sich Kuropatkin über die Aufgaben aus, die nach seiner Meinung Rußland in der Zukunft zu erfüllen hat. In erster Linie erklärt er es für ausgeschlossen, daß Rußland im XX. Jahrhundert an die Ausdehnung seiner Grenzen denken dürfe. Die deutsch-russische Grenze, die 1700 Werst beträgt, sagt er, entspricht sehr wenig den natürlichen Grenzen. Doch es würde für Deutschland nicht sehr vorteilhaft sein, in Rußland mit der Absicht, Teile seines Territoriums zu erobern, einzudringen. Dasselbe ist der Fall mit Oesterreich. Es unterliegt nach Ansicht Kuropatkins keinem Zweifel, daß das XX. Jahrhundert einen furchtbaren Kampf zwischen den christlichen und den anderen Rassen Asiens zeitigen wird. Es ist ein Gebot der Menschlichkeit, daß Rußland in diesem Konflikt der Verbündete des christlichen Englands sei gegen die nichtchristlichen und christenfeindlichen Rotten des fernen Ostens. Kuropatkin spricht die Hoffnung aus, daß die Mächte im Falle eines erneuten Angriffes im Osten Rußland nicht hindern werden, alle seine Streitkräfte gegen Japan oder gegen Japan und China gemeinsam zu entfalten. Trotz des günstigen Resultats des Krieges vermehrt Japan seine Truppen mit fieberhafter Eile. China bildet unter der Leitung japanischer Offiziere eine große Armee nach japanischem Muster. Japan und China würden also in kurzer Zeit imstande sein, eine Armee von mehr als einer und einer halben Million in die Mandschurei zu werfen. Diese Kräfte würden, wenn sie gegen Rußland gerichtet wären, genügen, um einen Teil Sibiriens zu erobern und dadurch Rußland zu einer Großmacht zweiten Ranges zu erniedrigen. Die Gefahr, die Rußland vom Osten droht, sei also ganz unverkennbar, und alle Klassen der russischen Bevölkerung müßten sich zur Verteidigung der Größe und Unverletzlichkeit ihres Vaterlandes zusammenstemmen.

Die Gefahren der Filmrolle. Es ist ein schwerer Beruf, der Beruf des Kinoschauspielers. Nicht zuletzt wegen der vielen Male, bei denen der Spieler, um die Sensationslüsternheit des Publikums zu befriedigen, sein Leben in die Schanze schlagen muß. Eine der Kinogrößen, der Italiener Ca-

pozzi, der durch den Kinematographen zu einer internationalen Berühmtheit geworden ist, erzählt im „Caffaro“ einige der Abenteuer, die er im Dienste der Films unfreiwillig erlebt hat. In dem Riesenspektakel „Der Sklave von Karthago“ stellt Capozzi den Haupthelden, den Sklaven selbst, dar. Mit einem Christenkinde auf dem Arm schreitet er in die Arena des Zirkus, wo „grimme Löwen“ seiner harren. Die Aufnahme sollte dergestalt vor sich gehen, daß zuerst der Sklave mit dem Kinde auf dem Arm durch eine Falltür die Arena betreten sollte, und hierauf wollte man erst durch eine andere Falltür die Löwen hereinlassen. Ein böses Mißgeschick aber wollte, daß die Löwentür zuerst geöffnet wurde, und als der Sklave in die Arena kam, sah er sich zwei Löwen gegenüber, die ihm nicht gerade freundlich anblinzelten. Das aufs höchste erschrockene Kind glitt eiligst von dem Arme herunter und rette sich durch das Pfortchen zurück, das darauf eiligst geschlossen wurde, um die Löwen am Entweichen zu verhindern. Der gute Capozzi aber saß in der Falle, und wenn nicht im letzten Augenblick der Dompteur gekommen wäre, hätte wohl die Scheintragödie leicht zur Wirklichkeit werden können. — Erheblich unangenehmer endete ein anderes Abenteuer Capozzis. Diesmal stellte er einen internationalen Eisenbahnräuber dar, der im letzten Augenblicke, als schon der Zug im Fahren begriffen ist, in ein Frauenabteil hineinspringt, um dort seine Schandtaten auszuüben. Alles klappte vorzüglich: der „Räuber“ springt in ein Frauenabteil erster Klasse des Zuges Turin—Moncalieri, der Kinomatograph dreht fleißig die Kurbel, kurz, der Film versprach glänzend zu werden. Aber kaum war Capozzi im Abteil drin, als eine Engländerin, die einzige Insassin, Zeter und Mordio schrie. Und der Eisenbahnräuber seinen Bart und die ganze Vermummung abriß, um sich als anständiger Europäer zu repräsentieren, da stand es bei der Tochter Albions erst recht fest, daß der Eindringling ein verkappter Brigant sei. Es gelingt ihr, die Notbremse zu erfassen, Capozzi will sie daran hindern und gibt sich verzweifelte Mühe, ihr die Wahrheit plausibel zu machen, sie schreit aus Leibeskräften, Zugführer und andere Passagiere eilen schleunigst herbei, sehen Capozzi mit der Dame ringen und — verbleuen den „Räuber“ ganz jämmerlich. Halb tot vor Hiebe, konnte Capozzi dann in einer kleinen Pause, welche die strafenden „Engel“ machten, flüstern: „Ein Irrtum, meine Herren! Ein Irrtum! Ich bin Kinoschauspieler.“

Soziale Fürsorge bei der Hapag. Die Hamburg-Amerika-Linie hat auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge eine Neuerung geschaffen, indem sie eine Beamtin als Vertrauensperson angestellt hat, deren Hauptaufgabe die Familienfürsorge ist. Von dieser Beamtin werden in erster Linie solche Familien in Krankheits- und sonstigen Notfällen besucht, deren im Dienst der Hapag stehende Ernährer sich auf See befinden.

Der Stein des Anstoßes. In einem Dorfe Hannovers (der Name tut nichts zur Sache) sollte ein neuer Kirchhof angelegt werden. Bei der Auswahl des Platzes erinnerten sich die Bauern, daß an einer Stelle, die der neue Kirchhof umschloß, der damalige König Georg und sein Sohn, der jetzige Herzog von Cumberland, gestanden hatten, als sie hilfsbereit herbeigeeilt waren bei einem furchtbaren Brande, der damals fast das ganze Dorf in Asche legte. Gerade 50 Jahre waren seit jenem Tage verflossen, was Wunder, daß der treue, weltliche Sinn beschloß, dort einen Gedenkstein zu errichten. Der künstlerische Beirat schlug einen gewaltigen Findling mit Bronzeinschrift vor; da solche Steine in

der Gegend nicht zu haben waren, fuhr kürzlich eine Abordnung nach Hannover. Dort wurde der Findling ausgesucht, und die Inschrift bestellt. Alles war in bester Ordnung, und die Abordnung begab sich wohlgenut in ein Lokal um die gelungene Sache etwas zu begießen. Kaum saßen sie dort, so wurde das Extrablatt ausgerufen, das die Verlobung der kaiserlichen Prinzessin mit dem Welfenprinzen verkündete. Unsere Bäuerlein holten sich eins an ihren Tisch und fingen an zu lesen. Erst begriffen sie es gar nicht, dann sahen sie sich in sprachlosem Staunen an, bis plötzlich der Schulze einen gewaltigen Schlag auf den Tisch tat und mit zornestiecker Stimme rief: „Nu laten wie et aber bliewen!“



Unterhaltungsecke



Auflösungen der letzten Aufgabe.

Auflösung der Steigerungs-Rätsel:
1. Zwirn-Zwirner. 2. Drei—Dreier. 3. Wert—Werter.

Auflösung der Anagramme:
1. Kohl—Holk. 2. Drang-Grand. 3. Bitte—Tibet.
4. Insel—Linse.

Auflösung des Bilder-Rätsels:
Wenn Stürme dich untoben,
Verliere nicht den Mut.

Auflösung des Rätsel-Sonnetts:
Bastille — Pastiche.

Auflösung der Rechen-Aufgabe:
148/296.

Auflösung des Bilder-Rätsels:
Die Geduld ist der Schlüssel jeden Erfolges.

Auflösung der Auslassungs-Aufgabe:
Mal(t)er K(r)ater G(e)ier Tre(i)ber (B)rand (J)obst
M(a)us (G)ramm Gar(d)e.
Treibjagd.

Auflösung des Vexier-Bildes:
Bild auf den Kopf stellen, dann ist die Person
rechts vom Wanderer zu sehen.

Neue Aufgaben.

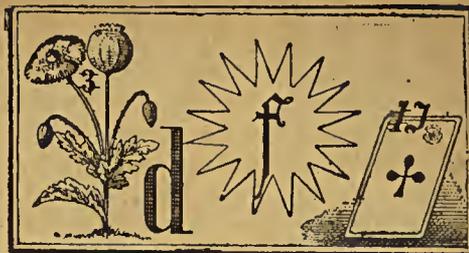
Kopf-Aenderungs-Rätsel.

Den Worten:
Trost Geiz Eris Puter Moleh Geck Alm Gent Leim
Rain Ill Mal Mund Angel
gebö man einen anderen Kopf. Wurde die Aende-
rung richtig vorgenommen, so ergeben die neuen
Köpfe, zusammengestellt, Vor- und Zunamen eines
großen Bühnenkünstlers.

Namen-Umbildungs-Aufgabe.

Aus den nachstehenden zehn Namen sollen durch
Zusammenstellen neue Namen gebildet werden. Die
Zusammenstellung hat in der Weise zu geschehen,
daß stets eine End- und Anfangsilbe der vorhande-
nen Namen einen neuen Namen ergeben. Die Na-
men sind: Daniel Helmuth Herbert Klara Markus
Ranses Reinhardt Roger Ursel Wigbert.

Bilder-Rätsel.



Rätsel 1.

Was geht bei Regen, Sonnenschein,
Bei Hagel, Wind und Schnee
Wohl um den Eichenbaum herum,
Wenn ich ihn mir besel?

Dreisilbige Charade.

Der erste trug den zweiten,
Wenn er auf hohem Roß
Mit seinem Herr zum Streiten
Anzog aus Burg und Schloß.

Der erste ist verschwunden,
Der zweite dient noch heut,
Das kann das Tier bekunden,
Das seine Zähne seheit.

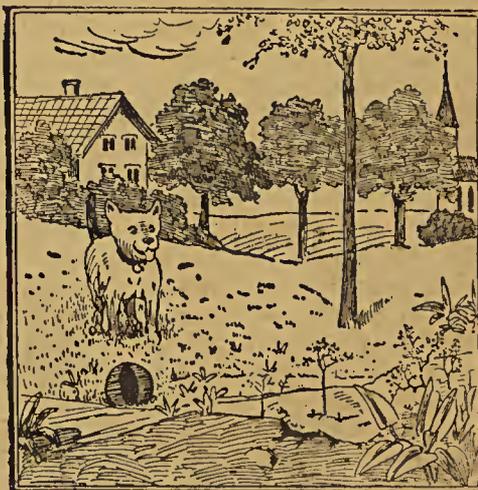
Doch weiß ich auch zu sagen
Von einem andern Tier,
Das wie der erste tragen
Ihm darf als Waff' und Zier.

Willst du das Ganze schauen,
Kehr' im Museum ein,
Oder besuch' die Auen
Da drauß' im Sonnenschein.

Wo sich die Halme regen
Im gold'nen Aehrenwald,
Da winkt es dir entgegen
In lieblicher Gestalt.

Vexier-Bild.

Wo ist Puppis Spielgefährte?



Skat-Aufgabe.

Jeder der Spieler hatte 33 Augen in seinen Karten;
im Skat lagen e D und s 10. C (Hinterhand) kam auf
folgende Karten nicht zum Bieten. rW, eO, g9,
rD, r10, rK, rO, r9, r8, r7.

B, mit nur zwei Farben, hatte ein für Mittelhand
unverlierbares Spiel. A (Vorhand) überbot es durch
ein unsicheres, aber gewann mit Schwarz.

Was spielte A? Wie saßen und fielen die Karten?

Santos.

Die Wochen-Ausgabe der «Deutschen Zeitung»
ist im Einzelverkauf in Santos bei Herrn Paiva
Magalhães (Zeitungs-Agentur), Rua Sto. Antonio 84,
in der Nähe des Largo do Rosario, zu haben.